# Der Todescandidat.

Roman

von

August Schrader.

Dritter Band.

Leipzig 1853.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

# Der Todescandidat.

Dritter Band.

## Erstes Kapitel.

Die Sonne warf ihre Strahlen bereits schräg zur Erde, als Werner das Feld überschritten hatte, und den schattigen Wald betrat. Der Weg schlängelte sich zwischen dichtem Unterholze fort und ward häufig von kleinen Bächen durchschnitten, die über klarem Kiese dahinrannen. Seine Schritte und das leise Rieseln der armseligen Quellen war das einzige Geräusch, das die hehre Stille des Waldes unterbrach.

Nach einer Viertelstunde ward das Unterholz dichter und der feuchte Boden verwandelte sich in einen weichen Rasenteppich mit bunten, duftenden Waldblumen. Werner fühlte das Bedürfniß, ein wenig zu ruhen, der rasche Gang hatte ihn erschöpft, und der Schweiß rann in dicken Tropfen von seiner hohen Stirn. Unschlüssig, ob er nicht lieber das nächste Ziel seiner Wanderung erreichen, als

sich auf dem kühlen Boden lagern sollte, lehnte er an dem schlanken Stamme einer Buche. Da hörte er plötzlich Stimmen durch den Wald schallen, die ein eifriges Gespräch führten. Dann wieder hörte er helles Gelächter und derbe Flüche. Es war nicht schwer zu unterscheiden, daß die Männer, die dieses Geräusch verursachten, aus der Richtung herkamen, die Werner eingeschlagen hatte, und daß er ihnen bald auf dem schmalen Fußpfade begegnen mußte. Die Einsamkeit der Gegend und das Bewußtsein seiner Schwäche riethen ihm, sich dem Begegnen von Menschen nicht auszusetzen, die möglicherweise zu der Gesellschaft des Windmüllers gehören konnten. Außerdem besaß er auch in den Papieren einen Schatz, dessen Erhaltung die größte Sorgfalt zur Pflicht machte.

Die Stimmen kamen wirklich näher, und schon im nächsten Augenblicke glaubte Werner das rohe Fluchen Sommers zu erkennen. Ohne sich ferner zu bedenken schlüpfte er hinter einen Strauch, der sich drei Schritte vom Wege mit seinen großen Blättern ausbreitete. Hinter dieser Schutzwehr warf er sich in das hohe Gras, das über ihn zusammenschlug und den kleinen Mann völlig bedeckte. Kaum

hatte er diesen Platz eingenommen, als er die Worte des Gesprächs deutlich unterscheiden konnte, und zugleich erkannte er die Stimmen Sommers und Lucas'.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich einen Schritt weitergehe!" brüllte Sommer. „Bei dieser Glut hätten wir in der Schenke bleiben sollen."

„Wir sind bald bei Deinem Hause."

„Oho! In einer halben Stunde denke daran. Wir sind auf den Fußweg gerathen, der nach der Sägemühle führt — glücklicherweise habe ich den Irrthum noch bei Zeiten bemerkt. Jetzt laß mich los, ich lege mich hier nieder, um auszuruhen!" sagte der Windmüller mit stammelnder Zunge. „Welch ein prächtiges Gras hier wächst — hätte ich meine Kuh noch! So, da liege ich, besser wie auf meiner Streu zu Hause. Das ist recht, Lucas, lege Dich zu mir."

An dem Geräusche bemerkte Werner, daß die beiden Männer sich auf der andern Seite des Busches gelagert hatten; er war fünf bis sechs Schritte von ihnen getrennt. Mit angehaltenem Athem begann er nun zu lauschen.

„Sommer," sagte Lucas, „ich glaube, Du willst hier Deinen Rausch ausschlafen!"

„Nein!“

„Und dennoch.“

„Das ist nicht möglich.“

„Warum?“

„Narr, weil ich keinen Rausch habe!“

„Zehn Krüge Bier und keinen Rausch — Du schwanktest aus der Schenke wie ein Eber, der eine doppelte Ladung Schroot in den Keulen hat.“

„Ich habe mich geärgert!“ murmelte Sommer.

„Geärgert — worüber?“ fragte Lucas lachend.

„Daß ich dem Wirthe nicht alle Knochen zerschlagen habe.“

„Das würde Dir übel bekommen sein.“

„Mir gilt jetzt Alles gleich.“

„Was wird aus Deiner Frau, aus Deinen Kindern?“

„Ja, wenn ich die nicht hätte — —“

„Du hast sie nun einmal, und darum sorge!“

„Lucas, lange ertrage ich dieses jammervolle Leben nicht mehr. Selbst wenn ich betrunken bin, kommt mir der Gedanke: was soll aus Dir und Deiner Familie werden? Ich muß mich bis zur völligen Sinnlosigkeit berauschen, um auf kurze Zeit mein Elend zu vergessen.“

„Warte bis der Amtmann zurückkommt, und alle unsere Noth ist beim Teufel!“ sagte Lucas.

„Da werde ich bis zum jüngsten Tage warten müssen.“

„Oho!“

„Denkst Du denn, daß wir den Schuft je wiedersehen?“

„Dann besitze ich Mittel, ihn zu zwingen.“

„Der hat unsere Juwelen verkauft, und ist allein nach Amerika gegangen. Wir haben dumm gehandelt, daß wir ihm unsern Erwerb ohne Weiteres anvertrauten.“

„Ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben.“

„Wie lange ist er nun über die versprochene Zeit ausgeblieben.“

„Die Reise nach Frankfurt ist weit; wer kann wissen, was ihn aufhält. Glaube mir, der Amtmann hat Sehnsucht nach seiner Tochter, und ehe er die verläßt, giebt er das ganze Vermögen hin.“

„Nun, ich will das Beste wünschen,“ murmelte Sommer; „aber lange kann ich nicht mehr warten.“

„Du hast ja drei Gulden!“ meinte Lucas lachend. „Sieh', ich schleppe Dich von einem Tage zum andern durch, bis unser Geldschiff an=

kommt. Mehr kannst Du doch von einem guten Freunde nicht fordern. Ich wollte, Du hättest die Papiere nicht verloren, denn ich bleibe dabei, daß ein Kerl wie Du bist Geschäfte damit gemacht hätte."

„Ich erinnere mich zwar, Lucas, daß Du mir die Papiere gegeben hast; aber ich will ein Schuft meines Namens sein wenn ich weiß, wohin sie gekommen sind."

„Du warst betrunken, wie gewöhnlich."

„Aber trotzdem habe ich meine Vermuthungen."

„Nun?"

„Der Amtmann hat sie mir gestohlen."

„Das wäre ein schlechter Streich von ihm."

„Und wie er mich bestohlen hat, wird er uns Alle bestehlen."

Eine Pause trat ein. Plötzlich begann Lucas wieder:

„Höre, Sommer, ich komme am Schlechtesten bei der Geschichte weg, denn ich habe dem Roßkamm die werthvollsten Sachen anvertraut. Hieraus läßt sich schließen, daß ich ihn Euch mit vollem Rechte empfehlen konnte -- wenn ich Vertrauen in ihn setze, durftet Ihr es auch. Ich warte noch drei Tage, hat der Bursche dann nichts von sich

hören lassen, so thue ich die zu unserer Sicherheit erforderlichen Schritte."

„Das heißt, Du reisest ab und kommst auch nicht wieder."

„Sommer, Du bist doch ein schlechter Kerl! Ueberall witterst Du Niederträchtigkeit."

„Mein lieber Freund," rief der Windmüller in einem bittern Tone, „wer die Menschen so kennen gelernt hat, wie ich, hat wohl allen Grund zu miß-trauen, wohin er blickt. Es gab einmal eine Zeit, wo ich die beste Meinung von der ganzen Welt hatte, wo ich jeden für meinen Freund hielt, der mir die Hand drückte und mich anlächelte — aber wie arg bin ich enttäuscht! Ich theilte mit und half wie ich konnte — endlich hatte ich nichts mehr, und als das Unglück über mich hereinbrach, da zogen sich nicht allein die guten Freunde zurück, sie suchten mich auch noch von meinem Posten zu drängen, und machten meinen Ruin vollständig, daß ich die Gegend verlassen mußte, in der ich einst so glücklich gelebt hatte. Ich kam in dieses Land und beging die Tollheit, mich wieder zu verheirathen — kaum glaubte ich mich ein wenig sicher, so ging der Teufelstanz von neuem los, und man brachte

mich nach und nach um das Vermögen, das ich mit der Wittwe erheirathet hatte."

„Das ist freilich schlimm!"

„Ah," rief Sommer verzweiflungsvoll, „mir sagte einmal jemand, ich sei kein praktischer Mensch —"

„Was heißt das?" unterbrach ihn Lucas.

„Das heißt, ich sei nicht verschlagen, nicht hartherzig, nicht boshaft, nicht spitzbübisch, mit einem Worte nicht schurkisch genug, um den Leuten soviel abzupressen, als zu einem bequemen Leben nöthig ist. Und wahrlich, dieser Kerl, den ich damals verabscheute, hat Recht. Hätte ich es gemacht, wie er, ich wäre heute ein gemachter Mann. Er war Advokat, und wußte die Leute auf eine so feine Manier auszuziehen, daß sie es erst dann merkten, wenn sie nichts mehr hatten."

„Also das war ein praktischer Mann?" fragte Lucas.

„Ja, mein Freund, der war durch und durch praktisch."

„Aber kamen denn die Leute nicht dahinter?"

„O, man kannte den Burschen; aber er hatte Geld, und dieses Geld brauchte man. Während

man mir, der ich durch Ehrlichkeit und Sorglosigkeit arm geworden war, scheu aus dem Wege ging, zog man vor jenem, der mein Vermögen größtentheils geschluckt hatte, ehrerbietig den Hut. Jetzt hatte ich mir nun vorgenommen, praktisch zu werden, und ich trat mit Euch in Geschäftsverbindung -- da kommt nun der noch praktischere Roßkamm und übertölpelt mich. Was ich unter Noth und Mühe und mit einer furchtbaren Herzensangst erobert habe, das nimmt mir dieser Schuft wieder."

„O nein, so haben wir nicht gewettet!" rief Lucas. „Der Amtmann muß Rechnung ablegen und bei Heller und Pfennig zahlen, oder das ihm anvertraute Gut zurückgeben. Dafür laß mich sorgen, Freund Sommer."

„Wie dem auch sei — ich werde noch einen Streich auf eigene Hand unternehmen, und mißlingt der, so jage ich mir eine Kugel durch den Kopf. Ich würde es längst gethan haben, wenn ich nicht eine Familie zu versorgen hätte. Aber sehe ich ein, daß ihr mein Leben nichts nützt, so mag es der Teufel hinnehmen."

„Meiner Treu, Sommer, Du bist ganz nüchtern geworden! So verständig habe ich Dich noch

nie schwatzen gehört. Na, mit der Kugel hat es wohl noch ein wenig Zeit."

Wiederum trat eine Pause ein, und der lauschende Werner hatte Zeit, Betrachtungen über die Philosophie dieser beiden Gauner anzustellen. Daß sie den Diebstahl in dem Hause der Oberhofmeisterin begangen, bezweifelte er keinen Augenblick mehr, und da er gehört, daß sie das Gestohlene einem Dritten übergeben, konnte er sich auch die Armuth des Windmüllers erklären. Der Gedanke an Lucas' Annäherung erfüllte ihn mit Besorgniß; trotzdem aber hielt er es für gerathen, ihr nicht auszuweichen. Seine Unterhaltung mit dem Windmüller hatte ihn belehrt, daß er es mit einem vorsichtigen und verschlagenen Menschen zu thun habe; er kam selbst auf die Vermuthung, Lucas habe in der Waldschenke die Scene herbeigeführt, um überhaupt mit ihm anzuknüpfen. Aber, fragte er sich, wie konnte er meinen Vornamen wissen, den er mir unaufgefordert nannte?

In diesem Augenblicke begann das Gespräch wieder.

„He, Sommer, schläfest Du?"

„Nein."

„Du bist ja so still."

„Ich denke nach."

„Ueber was?"

„Ueber den Bucklichten, dem Du die Uhr in der Schenke verkauftest. Mir scheint, das war sehr unvorsichtig."

„Warum?"

„Der Kerl kam mir wie ein Spion vor."

„Ha, ha, ha," lachte Lucas, „mir nicht! Die Polizei wird sich eines Menschen nicht bedienen, den man unter Tausenden erkennt. Und wenn er es wäre — was haben wir zu fürchten? Ich habe die Uhr ehrlich gewonnen, dessen ist der Wirth Zeuge — wer kann mir wehren, daß ich sie verkaufe? Aber sei ohne Sorge — der Bursche wird mich nicht verrathen, wenn ich ihn nur einmal gesprochen habe. Ist er vermögend, so wird er mich selbst unterstützen."

Diese Worte versetzten Werner in die größte Spannung; gewaltsam unterdrückte er einen Hustenanfall, indem er sich den Mund mit dem Schnupftuche verstopfte. Wie ein Knäul zusammengerollt lag er in dem Grase und lauschte.

„Kennst Du ihn denn?" fragte Sommer.

„Ob ich ihn kenne!" rief Lucas. „Er ist so zu sagen mein Sohn!"

„Wie, Dein Sohn? Du sagtest mir doch, Du habest nur eine Tochter?"

„Er ist auch nur mein Pflegesohn."

„Höre, Lucas, dies ist wieder eine von Deinen gewöhnlichen Lügen. Wenn jener Bucklichte, den man unter Tausenden erkennt, wie Du selbst gesagt, Dein Sohn ist — warum hast Du ihn denn nicht gleich erkannt, als wir in die Wirthsstube traten?"

„Kannst Du schweigen, Sommer?"

„Ich dächte, das wüßtest Du bereits."

„Gut, so will ich Dir erzählen, in welcher Beziehung ich zu dem Bucklichten stehe. Ich hatte es mir schon in der Schenke vorgenommen, aber Du warst ja betrunken. Jetzt bist Du nüchtern, darum höre, und sage mir, was ich aus der Geschichte für Vortheil ziehen kann — oder noch besser, ob man mir etwas anhaben kann."

„Mache die Vorrede kurz!"

„Ich fange schon an. Ehe ich in das Sächsische zog, bewohnte ich in der Nähe von Karlsbad mit meiner Frau ein Häuschen. Wir hatten uns

ein Jahr zuvor verheirathet, und lebten in der größten Armuth. Ich war Tagelöhner und verdiente oft nicht das trockene Brod für mich und meine Frau. Das war ein fröhlicher Anfang unsers Ehestandes, nicht wahr? Das Häuschen hatte zwar meine Frau geerbt, aber es war so verschuldet, daß wir nicht den Ziegel auf dem Dache den unsrigen nennen konnten."

„So haben unsere Häuser dasselbe Schicksal!" murmelte Sommer. „Wenn es einem gewissen reichen Herrn gefällt, läßt er mir den Wald zur Wohnung anweisen."

„Auf demselben Punkte stand ich," fuhr Lucas fort. „Da warf sich mir ein glücklicher Zufall in den Weg. Eines Tags kam die Hebeamme unsers Kirchspiels und suchte für eine kranke Dame, welche die Luft unsers Thals genießen wollte, ein Stübchen. Man versprach uns eine hübsche Miethe, und wir richteten ein Zimmer ein. Ich hatte zwar meine Vermuthungen in Bezug auf die Abmietherin, weil die Hebeamme sie angemeldet hatte — aber was kümmerte es mich, ich wollte Geld verdienen, zumal da meine junge Frau auf dem Punkte stand, zum ersten Male Mutter zu werden. Gegen Abend

kam also die Miethérin, eine schöne, vornehme Dame. Ihr Gesicht konnten wir nicht deutlich erkennen, weil sie es mit einem großen Schleier bedeckt hatte. Nun denke Dir den Zufall, Sommer: zwei Tage später ward meine Frau von einem todten Kinde entbunden, und in der darauf folgenden Nacht hörte ich in dem Stübchen unserer Hausgenossin das Schreien eines zarten Weltbürgers, wie Du zu sagen pflegst."

„Ah, ich merke schon!" rief Sommer, der sich im Grase emporrichtete und neugierig den Erzähler ansah. „Da wäre ein Geschäft zu machen gewesen."

„Es ist auch gemacht, Freund, und zwar ohne mein Zuthun. Die Hebeamme, die wahrscheinlich eine gute Bezahlung erhalten hatte, war für die Wöchnerin sehr thätig. Außer ihr wußte kein Mensch, was in unserm Hause vorgegangen. Sie kam also und sagte: Lucas, ich weiß, ihr seid ein armer Schlucker; benutzt die Gelegenheit und verschafft euch ein kleines Vermögen. Welche Gelegenheit? fragte ich verwundert. Die Frau nahm mir nun das Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit ab, dann sagte sie: ihr habt ein

todtes Kind, nehmt dafür das hübsche gesunde Kind der vornehmen Dame, und macht die Leute glauben, euere Frau habe es geboren; ihr werdet eine hübsche Summe erhalten. Meine Frau war damit zufrieden, ich begrub mein todtes Kind in unserm Garten und empfing dafür einen hübschen Schreihals, der kaum zu sättigen war. Kurze Zeit darauf war die vornehme Dame völlig wieder hergestellt. Da kam die Amme wieder und sagte: Lucas, hier ist Geld, laßt nächsten Sonntag euer Kind taufen. Doch zuvor unterschreibt ihr und euere Frau dieses Papier, wonach ihr gelobt, den stattgehabten Tausch ewig geheim zu halten, das Kind für euer eigenes auszugeben und zu erziehen, und nie nach der wahren Mutter desselben zu forschen. Warum nicht? dachte ich. Wäre Dein Kind am Leben geblieben, so hättest Du es erziehen müssen ohne einen Pfennig Geld zu bekommen, der Handel ist gut und vortheilhaft, Du kannst ihn eingehen. Da ich nicht schreiben konnte, machte ich drei Kreuze unter die Schrift, und schwor, meine Pflicht als Vater zu erfüllen. Ich hielt Kindtaufe, und die vornehme Dame reis'te ab. Kein Mensch ahnte den Tausch, und außer Dir weiß auch keine

Seele davon, denn ich habe mein Versprechen redlich erfüllt. Mit Hülfe des empfangenen Geldes verbesserte ich nun mein kleines Grundstück und bezahlte meine Schulden, so daß ich nach drei Jahren für einen wohlhabenden Mann galt. Die neidischen Nachbarn zerbrachen sich zwar die Köpfe, wie ich das alles in so kurzer Zeit möglich machen konnte; da ich aber Handel mit Getreide trieb, mußten sie glauben, daß ich richtig spekulirt hatte. Während dieser Zeit hatte der hübsche Knabe mit den braunen Haaren und blauen Augen noch eine Schwester bekommen. Ah, Sommer, das war doch etwas anderes! War das Mädchen auch bausbackig und ungeschickt, hatte es auch Flachshaare und graue Augen — es sah doch dem Vater ähnlich und war mein eigenes Fleisch und Blut — kurz, ich hatte das dicke Mädchen lieber als den zarten Jungen."

„Hat sich denn die Dame nicht wieder sehen lassen?" fragte Sommer.

„Einmal, und da hat sie noch zahlen müssen."

„Ganz recht. Bei solchen Leuten muß man praktisch zu Werke gehen. Aber kennst Du sie denn?"

„Nein; ich weiß weder ihren Namen noch

ihren Stand, und würde auch ihr Gesicht nicht wiedererkennen, das sie stets verschleiert hatte. Aber meine Frau würde die Züge wiedererkennen, denn sie hat sie sich genau angesehen, während sie ohne Schleier mit ihr gesprochen. Doch, nun höre weiter. Um diese Zeit bot man mir eine hübsche Summe für meine Besitzung. Ich verkaufte sie, und da einmal der Handelsgeist in mir erwacht war, zog ich nach P., wo ich einen Kramladen übernahm und Schmuggelgeschäfte nach Oesterreich machte. Mehr als ein Dutzend verwegene Schmuggler standen in meinen Diensten. Anfangs ging das Ding gut; später aber erlitt ich einige derbe Verluste, denn die Grenzjäger hatten durch Verrath die Fährte meiner Leute entdeckt, und diese mußten ihre Ballen wegwerfen, um sich nicht fangen zu lassen. Ich verlor dreitausend Gulden. Dazu kamen noch andere Nachtheile, die dadurch herbeigeführt wurden, daß ich des Schreibens nicht recht kundig war, das ich erst spät und mangelhaft erlernt hatte; aber ich war ein guter Kopfrechner und besaß ein gutes Gedächtniß."

„Was wurde denn aus dem Kinde der vornehmen Dame?"

„Der Junge mochte ungefähr vier Jahre alt sein, als ihm ein kleines Unglück passirte," fuhr Lucas ruhig fort. „Meiner Frau ging es nämlich wie mir, sie konnte den Balg nicht leiden, weil er hübscher war und klüger als meine eigenen Kinder. Da kam es denn, daß er mitunter sich selbst überlassen blieb."

„Das war schlecht, Lucas, denn dem Jungen verdanktest Du Dein Vermögen. Ohne ihn wärst Du ein elender Tagelöhner geblieben —"

„Daran habe ich mich stets erinnert, und dem Jungen ist auch nichts abgegangen, er ward gut gekleidet und genährt; aber was konnte ich dafür, daß ich ihn nicht so lieb hatte wie die andern Kinder? Der wilde Junge also befand sich einmal allein in einem Zimmer des ersten Stocks — er steigt an das offene Fenster, greift nach einer Weintraube, die nicht weit davon hängt, und stürzt bei dieser Gelegenheit auf das Pflaster der Straße. Ich stand gerade in der Hausthür, als der Klumpen herunterfiel. Rasch schleppte ich den armen Benzel in die Stube und ließ einen Arzt kommen. Was nur in der Welt möglich, ward angewendet, und wir erhielten den Jungen zwar am Leben, aber er

bekam einen Buckel, der stets größer ward. Der Junge wuchs hinten und vorn aus, anstatt größer zu werden, und dabei veränderte sich sein Gesicht, daß man ihn nach einem halben Jahre nicht wieder erkannte. Er wird nicht alt, sagten die Aerzte, denn bei ihm bildet sich die Schwindsucht aus. Was konnte ich nun dabei thun? Während sich meine Frau mit dem kranken Kinde plagte, hatte ich Sorge und Noth mit meinem Geschäfte. Bald betrog mich ein Schmuggler, bald ein Kaufmann jenseits der Grenze. Ich wollte einmal ein reicher Mann werden, und deshalb ließ ich mich nicht abschrecken, sondern ich wurde immer kühner in meinen Unternehmungen. So führte ich einst selbst einen Zug von zwölf Trägern über die Grenze, die theure Ballen geladen hatten. Wäre ich damit glücklich an das Ziel gekommen, ich hätte einen Hauptschlag gemacht. Aber der Teufel mußte seine Hand im Spiele gehabt haben, denn obgleich wir neu entdeckte Schleichwege gewählt hatten — eine Rotte versteckter Grenzjäger griff uns an, und alle unsere Ballen fielen ihnen in die Hände."

„Das nenne ich Unglück!"

„O, es ist noch nicht Alles!" rief Lucas.

„Als ich sah, daß die Ballen verloren waren, wollte ich wenigstens meine Freiheit retten. Indem ich in einen Seitenweg springen will, tritt mir ein Grenzjäger entgegen. Der Kerl schießt, daß mir die Kugel am Kopfe vorbeifährt. Da ich nicht umkehren kann, weil sich in dem Hohlwege auch hinter mir ein Söldner regt, so werfe ich mich auf meinen Gegenmann, um ihn zu entwaffnen und dann zu entwischen. Ich balge mich eine Zeit lang mit ihm und wäre seiner Meister geworden, wenn ihm sein Kamerad nicht zu Hülfe gekommen wäre. Man packte mich, band mich mit Stricken, und führte mich in das Gefängniß, wo ich drei meiner Träger vorfand. Den einen kennst Du ja, er ist Dein Freund geworden."

„Also daher stammt die Freundschaft. Nun, was wurde weiter?"

„Ein Prozeß, Freund, der mir bald den Kopf gekostet hätte. Bei der Untersuchung nämlich legte man mir zur Last, ich hätte den Grenzsoldaten verwundet — Sommer, ich habe allerdings mit ihm gerungen, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich von einer Verwundung etwas weiß. Dafür ward ich zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt."

„Nicht übel!“ meinte Sommer.

„An diese gräßliche Zeit werde ich denken, so lange mir die Augen offen stehen. Nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Thier ward ich behandelt, und dabei mußte ich über die Maßen arbeiten. Während dieser Zeit hatte man aber auch mein Vermögen mit Beschlag belegt, und da einer von meinen Leuten ausgesagt, daß er schon lange für mich geschmuggelt habe, so verdammte man mich zu einer Strafe, die mein Vermögen völlig verschlang. Als ich aus dem Zuchthause entlassen wurde, waren mein Haus und mein Kramladen verkauft, und meine Frau fand ich auf einem Dorfe bei D., wo sie bei ihrer Stiefschwester wohnte und um Tagelohn arbeitete, um ihre Kinder zu ernähren. Jetzt waren wir noch schlechter daran, als zur Zeit unserer Verheirathung, wir waren bettelarm und hatten eine Heerde Kinder zu ernähren. Ich muß Dir offen bekennen, Sommer, daß ich die vornehme Dame verwünschte, denn wäre sie nicht gekommen, ich wäre Bauer geblieben, und hätte nie den Reiz kennen gelernt, der in dem Besitze des Geldes liegt. Vor zwei Jahren aß ich von einem wohlbesetzten Tische, jetzt hatte ich kaum ein Stück trockenes

Brod. Wäre mir der bucklichte Junge unter die Fäuste gefallen, ich glaube, ich hätte ihn gemißhandelt."

„Lebte er denn nicht mehr?"

„O ja."

„Wo befand er sich denn?"

„Meine Frau erzählte mir, daß ihn einer unserer Nachbarn in P. zu sich genommen habe, ein kinderloser Tapezierer.

„Und da hat er sich gerade den Bucklichten gewählt?" rief Sommer lachend. „Der Tapezierer muß einen sonderbaren Geschmack gehabt haben."

„Der ganze Kerl war ein sonderbarer Mensch, ich erinnere mich seiner noch. Er gehörte zu den frommen Leuten des Städtchens, die Abends in ihren Häusern Betstunden hielten. Jener Tapezierer war als der beste Redner bekannt, und wenn bei ihm eine Zusammenkunft stattfand, so strömte jung und alt dorthin, um seine Predigt zu hören. Dadurch, daß er sich gerade des Bucklichten annahm, glaubte er sich ein Plätzchen im Himmel zu sichern. Meine Frau gab ihn bereitwillig hin, weil sie außerdem genug zu versorgen hatte. Der fromme Tapezierer hatte gemeint, das gebrechliche Kind verlange

eine größere Pflege, als die gesunden, und deshalb wollte er es ihr abnehmen, erziehen und seine Profession lehren, die es troß seiner Schwächlichkeit werde betreiben können."

Werner, dem kein Wort dieser Erzählung entgangen war, glaubte seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen. Er kannte die erste Zeit seiner Jugend nicht, aber dessen, was Lucas von dem Tapezierer erzählte, erinnerte er sich genau, es paßte auf den Mann, der ihn erzogen hatte. Demnach unterlag es keinem Zweifel, daß er das Kind der vornehmen Dame, von Lucas' Frau gesäugt, und von dem frommen Tapezierer den er als seinen Pflegevater liebte und ehrte, erzogen worden sei. Von seinem Vater, also von Lucas, hatte man ihm erzählt, daß er schlechte Geschäfte gemacht habe und dann nach Amerika ausgewandert sei.

„Hast Du denn die Mutter des Kindes nicht wiedergesehen?" fragte Sommer.

Werner lauschte mit der größten Spannung auf die Beantwortung dieser Frage.

„Höre weiter," fuhr Lucas ruhig fort. „Meine Lage war damals die traurigste, die es geben kann. Auf dem Dorfe, das meine Schwägerin bewohnte,

bezahlten die Bauern die Arbeit so schlecht, daß ich trotz der anstrengendsten Thätigkeit die nöthigsten Bedürfnisse meiner Familie nicht bestreiten konnte. Ich suchte also in dem eine Stunde entfernten Dresden Arbeit, und fand sie.

„Was machtest Du denn in der Stadt?"

„Ich hackte Holz."

„Eine schöne Beschäftigung für einen Kaufmann."

„Morgens, ehe noch der Tag graute, ging ich mit meiner Frau zur Stadt, und Abends kehrten wir müde und matt heim. So ging dieses traurige Leben eine Zeit lang fort, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Eines Tags befanden wir uns in der Stadt und suchten Arbeit. Wir hatten kein Geld, und konnten auch keine Gelegenheit finden, etwas zu verdienen. Mißmuthig saß ich am Thore und verwünschte die ganze elende Welt. Da kommt auf einmal meine Frau, die bei unsern Kunden Nachfrage gehalten hatte, athemlos zu mir gelaufen, und sagt, daß sie die vornehme Dame gesehen und gesprochen habe, die uns einst das Kind übergeben hatte. Ich war in Zweifel, berichtete meine Frau, ob es dieselbe Dame auch sei, trotzdem

aber redete ich sie an, und sie erschrack dergestalt, daß ich gleich wußte, woran ich war."

„Das hat Deine Frau gut gemacht!" rief Sommer. „Was ward nun weiter?"

„Sei es nun, daß die Dame das Gewissen geplagt, oder sei es, daß sie einen Skandal auf offener Straße befürchtete — kurz, sie willigte in eine Unterredung, die meine Frau von ihr forderte, und bestimmte selbst als den Ort der Zusammenkunft das große Kreuz auf der Elbbrücke. Du kannst Dir denken, mit welcher Sehnsucht ich den Abend erwartete, wo sie kommen wollte. Daß sie ohne Weigern zahlen würde, um uns los zu werden, lag außer allem Zweifel — aber ich zweifelte an ihrem Kommen. Eine Frau dieser Art, dachte ich, wird keine Sehnsucht haben, von ihrem Kinde etwas zu erfahren."

„Du hattest ja das Kind nicht mehr —"

„Gleichviel."

„Wenn sie es nun hätte sehen wollen?"

„Dann würde ich ihr einen von meinen Jungens vorgestellt haben — darauf war ich schon vorbereitet."

„Sie wußte also nicht, daß der Junge aus

dem Fenster gestürzt und bucklicht geworden war?"

„Narr, wie konnte sie das wissen, da sie sich nie wieder um uns gekümmert hatte. Und angenommen, sie hätte wirklich den frommen Tapezierer gesprochen — was würde sie von ihm erfahren haben, da er selbst nichts wußte? Alle diese Dinge hatte ich mir reiflich überlegt und meinen Plan darauf gebaut. Endlich wurde es dunkel, und ich war mit meiner Frau auf der Brücke. Wir brauchten nicht lange zu warten, die Dame erschien pünktlich. Gleich nach den ersten Worten unserer Unterredung merkte ich, daß sie von dem Schicksale ihres Kindes nicht nur nichts wußte, sondern daß sie auch keine Lust hatte, je etwas darüber zu erfahren. Das war Wasser auf meine Mühle."

„Das herzlose Weib hatte verdient, daß man es tüchtig ausplünderte."

„Madame, sagte ich, nachdem ich ihr mein Unglück und den Verlust meines kleinen Vermögens mitgetheilt, ich würde längst Europa verlassen haben, wenn ich Geld zur Reise gehabt hätte. Sie wollen auswandern? fragte sie rasch. — Sobald als möglich. — Wieviel Geld gebrauchen Sie? Ich

forderte natürlich eine hübsche Summe. Nachdem ich ihr geschworen, auch wirklich den versprochenen Gebrauch von dem Gelde zu machen, händigte sie mir die Summe ein und verschwand. Neugierig, wohin sie gehen würde, folgte ich ihr in einiger Entfernung, aber ich verlor sie in dem Gedränge aus den Augen und habe sie nie wieder gesehen."

„Hast Du keine Vermuthungen?"

„Keine. Soviel begreife ich übrigens, daß ihr an der Bewahrung des Geheimnisses alles liegt."

„Das steht fest!" sagte Sommer. „Jene Dame ist verheirathet, und das Kind ist die Frucht einer unerlaubten Jugendliebe, wie man sie bei den vornehmen Leuten oft findet. Der Gemahl, vielleicht ein hochgestellter Mann, darf nichts erfahren; er muß glauben, daß er die erste Liebe seiner Gattin ist. Wenn wir uns jetzt ihr nahen könnten, sie sollte die Bewahrung des süßen Geheimnisses theuer bezahlen. Lucas, wenn uns nichts bleibt, so stellen wir Nachsuchungen an, und beuten diese Sache aus."

„Ich erkenne die Frau nicht wieder, da ich sie das letzte Mal in der Dunkelheit des Abends gesehen habe. Und wie lange ist das her!"

„Ah, Freund, da giebt es noch andere Mittel,

die einem klugen Kopfe zu Gebote stehen. Jene Person, wenn sie noch lebt, kann gezwungen werden, daß sie sich bei uns meldet."

„Wie ist das möglich?" fragte Lucas gespannt. „Ich kenne ja weder ihren Namen noch ihren Wohnort. Daß ich sie in Dresden gesehen habe, ist kein Beweis, daß sie auch dort wohnen muß."

„Ah, Du Schwachkopf!" rief Sommer lachend. „Ein Bauer bleibt ein Bauer. Hättest Du es verstanden, mit vornehmen Leuten umzugehen, Du wärst heute ein ganz anderer Kerl. Wenn man eine solche Quelle besitzt, darf das Geld nie fehlen."

„Jetzt ist alles zu spät."

„Es ist nicht zu spät!" sagte Sommer mit Bestimmtheit. „Jenes Weib ist reich, das liegt am Tage, und als herzlose Mutter hat sie eine Züchtigung verdient. Wenn ihr vor Jahren daran lag, das Kind fern zu halten, so muß ihr jetzt, wo sie vielleicht selbst erwachsene Kinder hat, noch mehr daran liegen. Man hat einen Menschen völlig in seiner Gewalt, wenn man seine Schwächen und Verirrungen kennt.

„Ueber das Geschwätz!" rief Lucas. „Das weiß ich Alles, und habe es auch zum Theil schon

angewendet. Nun, Herr Sommer, wenn Sie wirklich ein so schlauer Kopf sind, wofür man Sie allgemein hält, so geben Sie doch einmal dem Bauer ein Mittel an die Hand, das ihn sicher zum Ziele führt. Sie kennen nun die ganze Geschichte — also rathen Sie!" sagte Lucas höhnend.

„Und wenn ich nun ein Mittel wüßte, was würde mir dafür?"

„Wir theilen den Gewinn."

„Topp, es gilt!"

„Narr," rief Lucas lachend, „wenn Du nicht allwissend bist, kannst Du nichts machen. Wohin willst Du Dich zunächst wenden?"

„An keine andere, als an die Dame selbst."

„Element, hast Du denn Deinen Verstand völlig vertrunken?" rief Lucas zornig. „Ich habe Dir gesagt, daß ich nichts, gar nichts von ihr weiß, und daß ich sie auch nicht wiedererkennen würde, selbst wenn ich sie sähe."

„Das thut alles nichts zur Sache!" antwortete Sommer mit großer Ruhe.

„Element, bist Du denn blödsinnig?"

„Ich wiederhole Dir, daß die Dame sich an uns wenden muß."

„Sommer, Du bist reif für das Tollhaus. Wir wollen gehen und das Gespräch abbrechen, ich ärgere mich sonst zu Tode. Wie kann man einen so offenbaren, handgreiflichen Unsinn aussprechen!“

Lucas war aufgestanden; Sommer zog ihn gewaltsam wieder zu sich hernieder.

„Du läßt mich nicht ausreden, Freund; und doch möchte ich mich Dir gefällig zeigen, denn Du bist wirklich ein guter Kerl, wenn Du auch zwei Jahre im Zuchthause gesessen hast. Also höre, wie ein gescheidter Mensch, ein ehemaliger Advokat, philosophirt. Die Mutter Deines Bucklichten ist eine vornehme Dame, hieraus schließe ich, daß sie gebildet ist; eine gebildete Dame lies't die Journale, wenigstens die besten unserer Zeit. Was meinst Du nun, wenn die schlechte Mutter ein Zeitungsblatt in die Hände bekommt, worin eine Anzeige folgenden Inhalts steht: die wohlbekannte Dame, die einst in einem Dorfe bei Karlsbad einer armen Bauerfrau ein Kind übergab, wird aufgefordert, sich an einem bestimmten Orte zu einer bestimmten Zeit einzufinden, da man ihr in Bezug auf das Kind wichtige Eröffnungen zu machen hat. Sollte sie wider Erwarten ausbleiben, so sieht man sich

genöthigt, ihr die betreffende Mittheilung durch die Zeitungen zu übermachen. Glaubst Du mein Bester, daß die Dame sich pünktlich einfindet, wenn sie dies gelesen hat? Oder glaubst Du, sie läßt es darauf ankommen, daß wir den Weg der Oeffentlichkeit betreten? Sie wird zittern wie ein Blatt im Winde, denn die einfache Erzählung ihrer saubern Geschichte allein genügt, um sie vor aller Welt gräßlich zu compromittiren. Und darauf, daß man sie nicht kennt, wird sie sich ebenfalls nicht verlassen, denn erstens läßt ihr das böse Gewissen keine Ruhe, und zweitens muß sie nach den bisher erfolgten Gelderpreßungen annehmen, daß Du schlau genug gewesen bist, Erkundigungen über sie einzuziehen. Es steht zu viel auf dem Spiele, als daß sie es nicht vorziehen sollte, sich Gewißheit und Ruhe zu verschaffen. Nun, was meinst Du?"

„Sommer, das ist der klügste Einfall, den Du in Deinem ganzen Leben gehabt hast!" rief Lucas im Tone der Bewunderung und Ueberraschung. „Was Du mir da sagst, leuchtet mir vollkommen ein. Hätte jene Frau keine Furcht gehabt, sie wäre sicherlich nicht auf die Brücke in Dresden gekommen. Gott gebe, daß sie noch lebt."

„Das setze ich voraus!“ rief der Windmüller lachend.

„So bald unser Juwelengeschäft geordnet ist, beginnen wir mit dieser, weniger gefahrlosen Speculation.“

„Dummer Tropf, warum hast Du Dich mir nicht früher mitgetheilt, wir konnten längst die Quelle in Fluß gebracht haben.“

„Habe ich denn an die Geschichte gedacht?“ rief Lucas. „Erst heute, als ich mit dem bucklichten Menschen den Uhrenhandel abschloß, fiel sie mir wieder ein. Nicht um ihn zu besuchen, fragte ich nach seinem Namen, sondern weil mich jeder Bucklichte interessirt. Nun denke Dir meine Ueberraschung, als er mir den Namen Werner nennt — dies ist nämlich mein wahrer Name; ich habe ihn aber abgelegt, als ich aus dem Zuchthause kam. Als ich nun außerdem noch hörte, daß er Ludwig heißt und Tapezierer ist, waren alle Zweifel beseitigt. Ich begreife zwar nicht, wie er in diese Gegend gekommen ist, aber ich verwette meinen Kopf, daß ich das Kind der vornehmen Dame gesprochen habe. Element, es kann doch nicht zwei Menschen geben, die Tapezierer sind und hinten und vorn Höcker

haben. In einigen Tagen werde ich den Burschen besuchen, und es wird sich Alles aufklären."

„Aber sei vorsichtig, Lucas; gieb Dich nicht sogleich zu erkennen."

„Warum?"

„Forsche zuvor, wie der Bucklichte seinem Vater, für den er Dich doch halten muß, gesinnt ist. Dann berichte mir, und ich werde Dir sagen, was Du ferner zu thun hast. Mir scheint, wir dürfen ihm nicht gestatten, einen Blick in unsere Karte zu werfen. Die Entdeckung des Geheimnisses seiner Geburt können wir ihm immer noch machen, wenn Du ihn als Sohn nicht mehr brauchst oder wenn wir ihn zum Verbündeten gegen seine unnatürliche Mutter verwenden müssen. Wir wollen so lange als möglich allein fechten."

„Begreifst Du nun, warum ich Dich mit Gewalt aus der Schenke fortriß? Ich wollte, daß Du nüchtern wurdest, und daß ich Dir dann die Geschichte dieses Bucklichten erzählen konnte. Doch nun komm, und bringe Deinen Kindern das Abendessen — die Sonne steht schon hinter dem Walde. Hier ist das Brod und die Wurst, die

ich in der Schenke gekauft habe. Diese Nacht bleibe ich bei Dir."

Die beiden Männer brachen auf. Noch einige Zeit ließen sich die Worte ihres eifrigen Gesprächs in dem ruhigen Walde vernehmen, dann war alles still.

Werner glaubte die Beute eines lebhaften Traums zu sein. Er richtete sich empor und rieb sich mit beiden Händen die schweißbedeckte Stirn. Das wilde Lachen Sommers, das aus der Entfernung zu ihm herüber scholl, erinnerte ihn daran, daß er nicht geträumt hatte. Vor sich hinstarrend wiederholte er in Gedanken den Inhalt des Gesprächs, das er ohne es zu wollen belauscht hatte. Die Angaben des Lucas stimmten mit den Verhältnissen seines frühern Lebens, deren er sich erinnern konnte, so genau überein, überhaupt stand alles in einem so richtigen Zusammenhange, daß er den Aufschlüssen über seine Geburt und erste Kindheit vollen Glauben schenken mußte. Der Gedanke an die Herzlosigkeit seiner Mutter erfüllte ihn mit Schaudern. Und sie war eine vornehme, gebildete Dame. Wie anders erschien ihm die arme kranke Frau, welche die Sorge um ihre Kinder zu Boden drückte.

„Hätte sie treulich ihre Mutterpflichten erfüllt, ich wäre heute ein gesunder Mann!“ dachte er, mit Thränen eines schmerzlichen Zorns im Auge. „Und welch eine herrliche Zukunft eröffnete sich mir! Aber ich bin ein unglücklicher Krüppel, der dem Spotte preisgegeben ist, wenn er nicht das Mitleiden rege macht. Nicht um sie zu lieben, möchte ich meine Mutter kennen lernen, sondern um sie zu hassen, um ihr meinen verwahrlos'ten Körper zu zeigen und ihr zu sagen, daß sie das Elend eines Menschen auf dem Gewissen trägt. Und wenn sie alle Schätze der Welt verwenden wollte — sie würde das Vergehen nicht wieder ausgleichen können, dessen sie sich schuldig gemacht. Fast möchte ich wünschen, daß sie jenen Gaunern zum Opfer fällt.“

Wie ein Träumender setzte er seinen Weg fort. Nach einer halben Stunde kam er bei der Sägemühle an. Die geschwätzige Müllerin trat ihm unter der Buche entgegen.

„Ei, Herr Werner, Sie kommen heute spät und man hat Sie erwartet.“

„Wo ist Herr Victor?“ fragte er, indem er sich auf der Steinbank niederließ.

„Vor kaum zehn Minuten hat er sein Pferd bestiegen, um nach der Stadt zu reiten.“

„Nach der Stadt?“

„Gewiß, er ist kaum dort oben auf dem Berge verschwunden.“

„Das begreife ich nicht.“

„O, ich begreife es!“ sagte mit einem geheimnißvollen Lächeln die dicke Frau.

„Ist etwas vorgefallen?“

„Nein, das nicht; aber der junge Herr glaubte, es habe sich in der Stadt etwas ereignet, weil Sie nicht eintrafen. Mit welcher Ungeduld ist er hier den ganzen Nachmittag auf und abgegangen, ich konnte mich kaum ein wenig mit ihm unterhalten. Endlich riß ihm die Geduld. Nun kommt er nicht mehr, ich will nach der Stadt reiten. Dann ließ er sein Pferd kommen, und sprengte davon. Wie gesagt, vor kaum zehn Minuten habe ich ihn noch dort oben auf dem Berge gesehen. Einholen können Sie ihn nicht mehr, denn er ritt sehr rasch. Also ruhen Sie aus und erquicken Sie sich, ich habe ganz frische Milch, die Sie so gern essen.“

Werner nahm den Vorschlag an. Bei dem glühenden Scheine der untergehenden Sonne nahm

er unter der Buche sein Abendessen ein. Gestärkt brach er zur Heimkehr nach der Stadt auf. In der Voraussetzung, Victor entweder in der Stadt oder unterwegs anzutreffen, behielt er Nathalien's Brief. Die Untersuchung der Papiere, die nach den Erlebnissen des Nachmittags keinen großen Reiz mehr für ihn hatten, wollte er Abends in seinem Stübchen vornehmen.

Das Abendroth war verschwunden, und die Sterne verbreiteten ein liebliches Licht, als er den Park des fürstlichen Lustschlosses erreichte. Die ganze Gegend war still und ruhig, kein Blatt erzitterte an den majestätischen Bäumen, und kein Schritt ließ sich auf dem bestaubten Wege vernehmen. Langsam schritt Werner an dem mit Immergrün durchwachsenen Gitter hin. Er dachte an Gretchen und an das Glück, ihr angehören zu dürfen. Aber bei jedem Schritte mahnte ihn die keuchende Brust an seine Gebrechlichkeit und an die Lieblosigkeit seiner Mutter. Seine Aufregung überwand die Müdigkeit, langsam schritt er auf der ebenen Straße fort, bis er nach einer Stunde die Häuser der Vorstadt erreichte. Erschöpft lehnte er sich an den Stamm einer Pappel, und sah nach

den schweigenden Häusern hinüber. Kein Fenster derselben war mehr erleuchtet.

„Hier wohnt sie!" dachte er. „Ob sie wohl schon zur Ruhe gegangen ist?"

Wie eine Antwort auf diese Frage, ließen sich in dem Schatten, den die Häuserreihe warf, leichte Schritte vernehmen. Werner, der unter dem Schutze der Pappel stand, verschärfte die Kraft seiner Augen, und er sah die Gestalt zweier Personen, die langsam die Straße herunterkamen. Nach einigen Augenblicken konnte er unterscheiden, daß sie sich zärtlich umschlungen hielten, und wieder einige Augenblicke später hörte er ihr leises Geflüster.

Es waren Gretchen und Wolfgang.

Das Herz bebte dem armen Werner bei diesem Anblicke; zum ersten Male sah er das Mädchen, das er liebte, in den Armen des jungen Mannes. Er mußte seine ganze Philosophie zu Hülfe nehmen, um dem gewaltigen Eindrucke nicht zu erliegen.

„Gretchen, ich kann noch nicht von Dir scheiden!" flüsterte Wolfgang.

„Liebst Du mich denn wirklich so?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Du bist mein Alles in dieser Welt!"

Sie verbarg ihr Köpfchen an seiner Brust. Er umschlang sie und drückte sie fest an sich. Schweigend verblieben sie einige Augenblicke in dieser Stellung, als ob sie in der innigen Umarmung die ganze Glut ihrer Leidenschaft aushauchen wollten. Obgleich Werner Gretchens Liebe zu dem neuen Legationsrath wußte, obgleich er selbst die Annäherung Beider bewirkt hatte, um das Mädchen seiner Liebe glücklich zu machen, so erfüllte ihn der Anblick ihrer Zärtlichkeiten mit einem furchtbaren Schmerze.

„Und wer trägt die Schuld, daß ich ein armer, elender Krüppel bin?" fragte er sich. „Wer trägt die Schuld, daß ich der Neigung meines Herzens nicht folgen kann? Meine Mutter, meine eigene Mutter! Ich kenne sie nicht, denn ihre Herzlosigkeit hat mich in der zartesten Jugend zur Waise gemacht, hat mich den Händen roher, gefühlloser Menschen übergeben; aber ich verachte sie, ich hasse sie selbst! O, wie anders wäre es, wenn sie ihre Mutterpflichten treulich erfüllt hätte!"

Er legte die Hand auf die Augen, um die hervorquellenden Thränen zurückzuhalten, die warm über seine magern Wangen rannen.

Das Geflüster der Liebenden begann wieder.

„Du bist müde von dem Spaziergange, liebes Gretchen?"

„O nein, mein lieber Freund!"

„Wahrhaftig nicht?"

„An Deiner Seite könnte ich noch die ganze Nacht gehen."

„Gretchen, Du bist ein Engel!"

„Wäre ich es, ich würde stets unsichtbar bei Dir sein."

„Doch nur, um mich zu belauschen?" fragte er im Tone zärtlichen Scherzes.

„Wolfgang!"

„Um zu sehen, ob ich nicht mit andern Mädchen kose?"

„Sieh', Du kennst mich noch nicht!" flüsterte sie rasch. „Denn sonst müßtest Du wissen, daß mir die Eifersucht fremd ist, daß ich Dir unbedingt glaube, wenn Du sagst: Gretchen, Du bist mein Alles auf dieser Welt! Würdest Du mir es sagen, wenn Du anders dächtest und fühltest? Und würde ich Dich nicht kränken, wenn ich Dich für falsch hielte? Ich habe wohl schon unwillkührlich mich gefragt: giebt es wohl nicht schönere und reichere

Mädchen, die Wolfgang lieben könnte? Dann flüsterte rasch eine Stimme: warum ist er denn zu Dir gekommen und hat Dich geküßt? Warum triffst Du ihn denn auf allen Deinen Wegen? Er wäre sicher zu einer andern gegangen, wenn sie ihm besser gefallen hätte, als ich ihm gefalle."

„Ach, gewiß, mein liebes Gretchen, mir gefällt keine besser, als Du!"

In diesem Augenblicke ließ sich das Horn des Wächters hören, der langsam an der Häuserreihe herabkam. Gretchen fuhr erschreckt zusammen.

„Ach Gott, nun müssen wir uns trennen!" flüsterte sie.

„Wer zwingt uns dazu? Ich habe Dir noch so viel zu sagen — —"

„Heute noch?"

„Gretchen, ich schleiche mich mit in Dein Stübchen — man wird mich nicht hören, da Alles schläft."

Sie schwieg.

„Gestattest Du es mir?"

„Ach Gott, könnte ich doch immer bei Dir bleiben!"

Er küßte hastig ihren Mund. Dann nahm

er ihr das Arbeitskörbchen aus der Hand und flüsterte:

„Oeffne leise die Thür!“

Gretchen besann sich nicht lange. Im nächsten Augenblicke rasselte leise der Schlüssel in dem Schlosse, die beiden Liebenden verschwanden wie luftige Schatten, und die Thür schloß sich, leise in ihren Angeln kreischend. Dann erschien der Wächter, stieß in das Horn, und sang mit tiefer Baßstimme sein Lied ab. Zwei Minuten später blitzte ein Licht auf in Gretchens Zimmer, und sie erschien an dem Fenster, um die einfache, leichte Gardine zusammenzuziehen. Werner, der immer noch unbeweglich an dem Stamme der Pappel lehnte, sah in der weißen Gardine die Schatten zweier Köpfe, die sich einander näherten. Dann verschwanden sie — das matte Licht flimmerte fort.

Mit einem tiefen Seufzer verließ Werner seinen Platz und schlich langsam der Stadt zu. Bald stand er vor dem Häuschen der Wittwe, bei der er schon seit Jahren gegen einen billigen Miethzins wohnte. Er klopfte. Nach einigen Minuten ward die Thür geöffnet, und eine alte Frau erschien, eine brennende Lampe in der Hand haltend.

Der kleine Mann überschritt müde und matt die Schwelle.

„Was ist Euch, Werner?“ fragte besorgt die Wittwe. „Seid Ihr krank? Mein Gott, Ihr seht ja so bleich und leidend aus!“ fügte sie mit großer Theilnahme hinzu.

„Ich fühle mich ein wenig unwohl, es ist wahr; aber es wird bald vorübergehen!“ hauchte er mit matter Stimme.

Die Wittwe schloß die Thür.

„Hat mich niemand gesucht?“ fragte Werner.

„Ja, ein junger vornehmer Herr war vor kaum einer Stunde hier. Als ich ihm sagte, daß Ihr wahrscheinlich spät nach Haus kommen würdet, wie Ihr mir diesen Morgen hinterlassen habt, äußerte er, daß er morgenfrüh wiederkommen wolle.“

Werner schleppte sich mühsam die Treppe hinauf in sein Stübchen. Die Wittwe war ihm gefolgt. Er bat sie, die Lampe anzuzünden.

„Wollt Ihr denn nicht zu Bett gehen?“ fragte sie verwundert.

„Ich habe noch ein Viertelstündchen zu lesen, liebe Frau,“ antwortete der Tapezierer, der erschöpft in einem alten Lehnsessel lag.

„Mein lieber Freund,“ sagte die Alte kopf=schüttelnd, „Ihr stürmt auf Euere Gesundheit los, als ob sie von Eisen wäre. Wer nicht hören will, muß fühlen. Ich rathe Euch, fangt eine andere Lebensweise an, sonst seid Ihr verloren.“

„Was kann mir, was kann überhaupt der Welt an meinem elenden Leben liegen, an dem Leben eines verkrüppelten Menschen?“ fragte er mit kalter Ruhe. „Will der Himmel mein Ende, nun wohl, so mag er mich zu sich nehmen. Die Erde hat keinen Reiz mehr für mich.“

„Werner, was ist Euch denn begegnet? Ihr seid sonst immer so heiter — und heute sprecht Ihr wie ein Mensch, der an Allem verzweifelt.“

„Ich danke für Euere Sorge, liebe Frau; aber wollt Ihr mir einen Gefallen erzeigen, so laßt mich jetzt allein.“

Die gute Frau entfernte sich, indem sie vor sich hinflüsterte:

„Das ist ein sonderbarer Mensch! Er ist krank, und dennoch will er lesen. Seit er mit dem Dichter Umgang hat, ist er wie umgewandelt. Ich möchte nur wissen, was er so Wichtiges zu lesen hat, daß er sich der so nöthigen Ruhe beraubt.

Man muß über das gebrechliche Geschöpf wachen, als ob es ein Kind wäre."

Sie stieg die Treppe hinab, und besorgte im Erdgeschosse einige häusliche Geschäfte. Nach einer Viertelstunde betrát sie leise wieder den Vorsaal vor Werner's Stübchen.

„Er ist noch nicht zu Bett gegangen, das Licht schimmert durch das Schlüsselloch!" flüsterte sie. „Das kann ich nicht verantworten, ich muß ihn gewaltsam zur Ruhe treiben. Still, jetzt fängt er an zu reden — vielleicht phantasirt er schon!"

Die neugierige alte Frau legte das Ohr an das Schlüsselloch und lauschte. Da hörte sie Werner deutlich die Worte sprechen:

„Nein, das ist nicht möglich! Aber hier steht es in deutlichen Worten, die ich bereits zweimal gelesen habe! Alles stimmt genau überein — die Oberhofmeisterin ist meine Mutter!"

Die Lauscherin fuhr bestürzt zurück.

„Der Mensch ist wahnsinnig geworden. wenn er nicht in Fieberphantasien redet! Jetzt soll die Oberhofmeisterin, die erste Dame in unserer Stadt, seine Mutter sein!"

Sie öffnete die Thür und trat rasch in das

Stübchen. Werner lag, mit dem Kopfe zurückgebogen, in dem Lehnstuhle und hatte die Augen geschlossen. Vor ihm auf dem Tische lagen Papiere ausgebreitet.

„Werner! Werner!" rief die alte Frau, indem sie ihn rüttelte. „Der arme Mensch sieht bleich aus wie eine Leiche — und wie es in der Brust kocht!"

Der kleine Mann schlug langsam die Augen auf und sah starr seine Wirthin an.

„Ihr seid's, liebe Frau!" sagte er matt. „Helft mir — ich will mich niederlegen!"

„Ja, Ihr seid wirklich krank, denn Ihr phantasirt ja schon. Was habt Ihr denn mit der Oberhofmeisterin zu schaffen? Ihr sagt, sie wäre Euere Mutter? Bildet Euch doch nicht so tolles Zeug ein!"

„Ja, ja, ich habe phantasirt!" murmelte Werner, indem er sich mit übermenschlicher Anstrengung erhob und zitternd die Papiere unter das Kopfkissen seines Bett's versteckte. Mit Hülfe der sorgsamen Wirthin legte er sich nieder. Er verbrachte die Nacht in einem unruhigen Schlummer. Am nächsten Morgen holte die Wittwe den Arzt, der den

Zustand des Kranken für bedenklich erklärte. Um Mittag empfing Wolfgang, den der Kranke hatte zu sich bitten lassen, die verhängnißvollen Papiere.

„Lesen Sie!" sagte er; „sobald ich kann, gebe ich Ihnen weitere Aufschlüsse!"

---

## Zweites Kapitel.

Zwei Monate waren verflossen. Werner hatte glücklich ein heftiges Fieber überstanden, das die ungewöhnliche geistige Aufregung und die anstrengenden Gänge durch die benachbarten Thäler erzeugt hatten. Die Krankheit war gehoben, und die Kräfte des Reconvalescenten kehrten nach und nach zurück, wozu die aufmerksame Fürsorge Wolfgangs nicht wenig beitrug. Es war gegen Mittag eines der letzten Septembertage, als die Wittwe Engel, die Wirthin Werner's, in das Zimmer trat. Zu ihrem Erstaunen sah sie, daß der kleine Mann vor dem Spiegel stand und seine Toilette vollendete. Da es Sonntag war, hatte er seine besten Kleider gewählt.

„Was ist denn das?" rief sie aus. „Sie wollen doch wohl nicht ausgehen?"

Werner hatte die Schleifen seines weißen Halstuches vollendet und trat von dem kleinen Spiegel, der zwischen den beiden Fenstern hing, zurück.

„Der Tag ist schön," antwortete er lächelnd und mit matter Stimme; „ein Spaziergang in freier Luft wird mich stärken. Der Herbst ist vor der Thür, wer weiß, wieviel schöne Tage wir noch bekommen werden."

„Haben Sie denn auch den Arzt gefragt?" rief die besorgte Wittwe. „Wenn Sie von ihm die Erlaubniß nicht haben, so bleiben Sie zu Hause. Ich dulde nicht, daß Sie ausgehen. Nehmen Sie es mir nicht übel; aber Sie sind ein leichtsinniger Mensch, der gewaltsam auf seine Gesundheit einstürmt. Kaum können Sie wieder ein wenig Luft schnappen, und schon geht das Laufen wieder los. Sie bleiben zu Hause, und damit Punktum!"

Frau Engel nahm den blauen Leibrock mit gelben Knöpfen, der rein gebürstet auf einem Stuhle lag, und hing ihn an einen Nagel der weißen Wand.

„Das fehlte noch!" rief sie wie ärgerlich aus. „Ihr Freund, der Legationsrath, der es so gut mit Ihnen meint, hat mich für Sie verantwortlich ge-

macht. Sie wissen das nicht, mein lieber Mann, wie er sich um Sie geängstigt hat; manchen Tag hat er Sie zweimal besucht, und dann saß er mit besorgten Mienen an Ihrem Bette, und hörte geduldig dem Unsinne zu, den Sie in Ihren Fieberphantasien aussprachen. So oft er ging, fragte er, ob es Ihnen auch an Nichts fehle und deutete ich nur eine Erleichterung an, die ich Ihnen aus eigenen Mitteln nicht gewähren konnte, so zog er gleich seine Börse und gab mir das nöthige Geld dazu. Außerdem hat er mich auch für meine Mühe entschädigt, und da ich einmal das Geld angenommen, muß ich auch meine Pflicht thun. Fragen Sie den Arzt — giebt er die Erlanbniß, so habe ich keine Verantwortlichkeit. Hier — ziehen Sie Ihre wollene Jacke an, und setzen Sie sich in den Lehnstuhl!

Sie ergriff die Jacke, und bekleidete Werner damit, der sich wie ein geduldiges Kind fügte.

„Liebe Frau," sagte er, „ich weiß, daß Sie es herzlich gut mit mir meinen; aber" — —

„Hier gilt kein Aber!" fuhr geschwätzig die Alte fort. „Sehen Sie nur Ihre dünnen Aermchen an, sie bestehen nur noch aus Knochen und

Haut. Sie haben ja kein Loth Fleisch mehr am ganzen Körper, wie mein seliger Mann zu sagen pflegte. Und dann erst Ihr Gesicht — die Augen sind so groß wie Wagenräder, die Backen sind gräßlich eingefallen, und die Lippen sind weiß wie ihre Hemdsärmeln. Man wird sich vor Ihnen fürchten, wenn Sie über die Straße gehen. Setzen Sie sich nieder und sehen Sie durch das Fenster."

Bei diesen Worten drückte sie den schwachen Tapezierer in den Lehnstuhl nieder. Werner mußte es dulden, da ihm wirklich die Kraft zum Widerstande fehlte.

„So! Nun warten Sie noch eine Viertelstunde, und ich bringe Ihnen eine Tasse kräftige Fleischbrühe, die Ihnen besser bekommen wird, als ein Spaziergang."

Die Wittwe begann in dem Stübchen aufzuräumen.

„Frau Engel!" rief Werner, der in den Lehnstuhle saß.

„Was beliebt?"

„Setzen Sie sich einige Augenblicke zu mir."

„Jetzt?"

„Ja."

„Sehen Sie denn nicht, wie es in dem Zimmer aussieht? Man muß sich schämen, wenn jemand kommt. Ehe Sie aufstanden, hatte ich so schön aufgeräumt, und jetzt liegt Alles wie Kraut und Rüben durch einander. Nun, ich sage nichts darüber, in einer Krankenstube kann es nicht anders aussehen; aber bleiben darf es so nicht. Hier ist Ihre Mütze!"

Die Wittwe zog Werner eine wollene Mütze über die Ohren, so daß sein glatt gekämmtes Haupt völlig bedeckt ward.

„Ich muß Nachsicht mit der guten Frau haben," dachte Werner lächelnd, indem er die Mütze so weit wieder aus dem Gesichte zurückschob, daß Augen und Stirn frei wurden. „Sie hat mich so treulich gepflegt, daß ich ihr zu großem Danke verbunden bin. Eine Mutter hätte nicht mehr für ihren Sohn thun können."

Schweigend sah er dem Treiben der rührigen Frau zu. Nach fünf Minuten hatte sie völlig aufgeräumt und den Staub von den wenigen einfachen Möbeln entfernt, die in dem Zimmer standen. Nun trat sie zu Werner und fragte:

„Sie wollten mir etwas sagen?"

„Ja, liebe Frau Engel."

„Haben Sie Appetit auf irgend eine Speise?"

„Nein, nein!"

„Sagen Sie es nur rundweg heraus, der Herr Legationsrath hat mir bei seinem letzten Besuche so viel Geld hinterlassen, daß ich jeden Ihrer Wünsche befriedigen kann. Im Keller steht auch noch ein Korb mit Wein, den die Nichte der Frau Oberhofmeisterin geschickt hat."

Werner zuckte zusammen, als er diesen Namen nennen hörte. Frau Engel, die vor ihm stand, hatte es bemerkt.

„Nun, was ist Ihnen denn?" fragte sie. „Sie bekommen doch nicht etwa wieder einen Fieberanfall?"

„Ich befinde mich ganz wohl."

„Oder halten Sie Ihre Phantasien für Wahrheit? So oft Sie während Ihrer Krankheit ein wenig einschlummerten, hatten Sie es mit der Oberhofmeisterin zu thun. Und jetzt, da ich dieses Wort ausspreche, zucken Sie zusammen, als ob Sie die Tarantel gestochen hätte. Wahrhaftig, Sie haben wieder einen Fieberanfall! Wenn nur sein Verstand nicht gelitten hat," dachte sie erschreckt, während sie

den armen Werner betrachtete, der düster vor sich hinstarrte. „Schon vor seiner Krankheit kam er mir vor, als ob er ein wenig übergeschnappt hätte. Es sollte mir leid thun um den guten Burschen."

Werner schlug sein von der Krankheit vergrößertes und noch mattes Auge empor.

„Frau Engel," sagte er, „über diesen Gegenstand wollte ich mit Ihnen sprechen."

„Mit mir?"

„Setzen Sie sich neben mich und geben Sie mir Antwort auf meine Fragen."

Die Neugierde ließ die gute Frau alles vergessen. Sie hatte oft darüber nachgedacht, in welcher Beziehung der bucklichte Tapezierer zu der Oberhofmeisterin stehen, und was der Grund sein könne, der die sonderbaren Ideen in ihm angeregt hatte. Da Werner die Papiere, die sie an dem Abende gesehen, wo sich die Krankheit eingestellt, mit ängstlicher Sorgfalt stets verborgen gehalten hatte, war es ihr unmöglich gewesen, sich von dem Inhalte derselben zu unterrichten. Es konnte ihr nichts erwünschter kommen, als die bevorstehende Unterredung. Rasch schob sie einen Stuhl heran, und ließ sich nieder.

„Sprechen Sie sich offen aus, denn Sie wissen ja, daß ich es gut mit Ihnen meine," sagte sie eifrig.

„Wenn ich etwas auf dem Herzen habe, und ich kann mich aussprechen, so fühle ich stets eine Erleichterung; natürlich wähle ich dazu eine Person, auf deren Verschwiegenheit ich mich verlassen kann."

„Was Sie mir sagen, ist so gut aufgehoben, als ob sie es gar nicht gesagt hätten, und kann ich Ihnen mit Rath und That nützlich sein, so zählen Sie auf mich. Du lieber Gott, was wäre wohl im Leben aus meinem Seligen geworden, wenn er mich nicht gehabt hätte. Wir sind blutarm in diese Stadt gekommen, und wenn ich nicht immer mit Rath und That bei der Hand gewesen wäre, so hätten wir uns dieses Häuschen nicht erwerben können. So habe ich doch meinen Wittwensitz, aus dem mich die Niederträchtigkeit der Menschen nicht vertreiben kann, und einige Morgen Acker im Felde, von deren Pacht ich so leidlich leben kann. Man muß zur rechten Zeit klug handeln, dann kommt man zu etwas. Sehen Sie, dieses Haus besaß ein filziger Mensch, ein Wucherer, der den armen Leuten das Mark aussog" — —

„Ich kenne die Geschichte Ihres Hauses, liebe Frau Engel," unterbrach Werner die Redselige. „Bleiben wir bei der Sache."

„Nun gut, ich höre."

„Ich erinnere mich, daß Sie zu mir in das Zimmer traten, als ich an jenem Abende von der Krankheit befallen wurde."

„Ganz recht, ich hielt dies für meine Schuldigkeit" —

„Und ich danke Ihnen dafür."

„Hat nichts zu sagen, lieber Werner; ich freue mich nur, daß Alles so gut abgelaufen ist. Ach, damals sah es schlimm mit Ihnen aus, Sie glühten wie eine Kohle und schwatzen lauter dummes Zeug. Unter andern sagten Sie auch, die Frau Oberhofmeisterin wäre ihre Mutter, und dabei stellten Sie sich, als ob Sie es aus den Papieren gelesen hätten, die vor Ihnen auf dem Tische lagen, als ich eintrat. Ich muß Ihnen sagen, mein lieber Werner, daß mir ganz sonderbar zu Muthe ward."

„Ich glaube Ihnen; aber es ist kein Wort wahr von allen, die ich gesprochen habe — wie Sie sich wohl leicht denken können."

„Das kann ich mir nicht leicht denken, mein

lieber Freund; Ihre Worte brachten mich im Gegentheil auf allerlei Vermuthungen — aber ich habe diese Vermuthungen nicht laut werden lassen, weil es gefährlich ist, über solche Dinge zu sprechen."

„Wie?" fragte Werner verwundert.

„Ja, sehen Sie, mein lieber Werner, ich bin nur eine arme Wittwe, die für die vornehmen Leute die feine Wäsche plättet und nur selten aus dem Hause kommt; aber ich weiß doch so manches, was sehr viele Leute nicht wissen. Daraus können Sie schließen, wie klug und verschwiegen ich bin. Als ich an jenem unglücklichen Abende die Worte von der Oberhofmeisterin hörte, da glaubte ich wirklich, daß" — —

„Nun, was glaubten Sie denn, Frau Engel?"

Die Wittwe sah den Tapezierer an, als ob sie ihn prüfen wollte; dann schüttelte sie lächelnd den Kopf und sagte:

„Nein, es ist doch wohl nicht möglich, ich entdecke auch nicht eine Spur von Aehnlichkeit. Die Oberhofmeisterin war vor sechs oder siebenundzwanzig Jahren, gleich nachdem ihr Mann gestorben war, eine bildschöne Frau."

„Und ich bin so häßlich, daß ich unmöglich

ihr Sohn sein kann," fügte Werner hinzu. „Messen Sie doch den Worten keinen Glauben bei, die mir das Fieber erpreßt hat. Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, und wenn die Oberhofmeisterin vor siebenundzwanzig ihren Mann verloren hat, so läßt sich wohl nicht gut annehmen" — —

Frau Engel lachte laut auf.

„Wenn Sie wüßten, was ich weiß, mein Bester, so würden Sie dreist annehmen, daß jene Dame nicht kinderlos ist. Ich habe gerade um jene Zeit in ihrem Hause gedient, und da ist mir so manches vorgekommen, das meine Vermuthungen rege gemacht hat."

„Sie haben bei der Oberhofmeisterin gedient?" fragte Werner erstaunt.

„Sie wundern sich wohl, daß ich noch kein Wort darüber geäußert habe? Ich spreche nicht gern darüber, und da sich keine Veranlassung bot, habe ich geschwiegen. Zu der Zeit, als ich den Dienst des Stubenmädchens bei der gnädigen Frau antrat, lebte ihr Mann noch, ein kränklicher, grämlicher Mensch, dem niemand etwas recht machen konnte. Alle Welt wunderte sich darüber, wie das schöne, lebensfrohe Mädchen einen solchen Mann hatte heirathen kön-

nen. Der Mann that gar nicht, als ob er eine Frau hätte, und die Frau that nicht, als ob sie einen Mann hätte. Jedes lebte nach seinem Geschmacke. Der gnädige Herr ging so lange als er konnte auf die Jagd, und die gnädige Frau suchte sich für die Vernachlässigung ihres Gemahls dadurch zu entschädigen, daß sie einen jungen, hübschen Mann gern sah, der in ihrer Nähe lebte. So geheim diese Liebschaft auch gehalten wurde, ich habe sie doch gemerkt. Nun starb der gnädige Herr, und die gnädige Frau ließ sich von dem jungen Manne trösten. Zum Lohne dafür sorgte sie für seine Beförderung. Was nun sonst noch alles vorgefallen ist, was meine Vermuthungen bestätigte, will ich der Weitläufigkeit wegen nicht erzählen, aber etwas muß ich Ihnen mittheilen, damit Sie sehen, daß ich der Frau Oberhofmeisterin nicht zu viel thue. Die Stubenmädchen bei großen Herrschaften, mein lieber Herr Werner, haben ein scharfes Auge, und so sah auch ich, daß mit der gnädigen Frau eine kleine Veränderung vorgegangen war. Sie hielt sich stets zu Hause, empfing nur heimliche Besuche von ihrem Geliebten, dem ich mehr als einmal die Thür geöffnet habe, und ging allein in

dem Garten spazieren. Obgleich sie im Hause sagte, sie sei kränklich, so ließ sie doch keinen Arzt kommen. Plötzlich kündigte sie den Domestiken an, sie wollte in ein Bad reisen, obgleich sich der Frühling kaum eingestellt hatte. Wir packten die Sachen, und die gnädige Frau reiste ganz allein ab."

„Kennt man das Bad, daß sie wählte?" fragte Werner, der mit Mühe eine gleichgültige Miene erkünstelte.

„Nein; ich weiß nur, daß sie nach Dresden gereist ist; von dort kam der Kutscher mit den Pferden zurück."

„Und wann kam die gnädige Frau wieder?"

„Im Spätherbste. Die Badekur mochte recht vortheilhaft gewirkt haben, denn die junge Wittwe, obgleich etwas bleich und magerer als sonst, war lebhaft und sah wirklich reizend aus. Wer durfte und konnte nun noch etwas sagen? Wie man hörte, stellten sich einige Freier ein, junge und reiche Männer; aber sie wies sie alle ab, und ist bis auf den heutigen Tag Wittwe geblieben."

„Was ist denn aus dem jungen Manne geworden?" fragte Werner mit gepreßter Stimme.

„Ah, der hat eine glänzende Carriere gemacht!

Und das läßt sich auch denken, wenn man weiß, daß er eine so einflußreiche Gönnerin hatte. Sie kennen ihn, Herr Werner, das heißt, Sie müssen ihn sehr oft gesehen haben."

„Wo?"

„Hier in der Stadt. Sie werden es vielleicht kaum glauben, wenn ich ihn nenne — aber Sie können sich fest darauf verlassen, daß der heutige Kammerpräsident der junge Mann ist, der vor sechsundzwanzig Jahren die arme Wittwe tröstete."

„Der Kammerpräsident?"

„Kein anderer! Er ist noch heute Junggeselle, obgleich er schon lange einen so einträglichen Posten bekleidet, daß er wohl eine Familie ernähren kann. Ich möchte wetten, daß sich Beide das Wort gegeben haben, unverheirathet zu bleiben. Mein Himmel, da habe ich über dem Schwatzen die Fleischbrühe vergessen!"

Die Wittwe sprang auf, und wollte sich entfernen.

„Thut nichts, liebe Frau Engel, mein Hunger ist nicht so groß!" rief Werner.

„Alles muß seine Ordnung haben, in fünf Minuten bin ich wieder bei Ihnen!"

Sie entfernte sich.

„Was ist das? Was ist das?" murmelte Werner vor sich hin, indem er seine magern Hände faltete. „Wenn ich Alles genau bedenke, so findet unter den einzelnen Begebenheiten, die der Zufall zu meiner Kenntniß gebracht hat, ein so wunderbarer Zusammenhang statt, daß ich nicht daran zweifeln kann, meine Eltern gefunden zu haben."

Er versank in ein tiefes Nachsinnen, aus dem ihn die eintretende Wittwe emporscheuchte.

„Hier ist Fleischbrühe und eine Semmel!" rief sie aus. „Jetzt frühstücken Sie, denn in einer Stunde schon bringe ich das Mittagsessen."

Sie stellte das Gebrachte in das Fenster neben dem Reconvalescenten.

„Frau Engel," sagte Werner, „Sie haben mich sehr angenehm unterhalten, und ich danke Ihnen dafür; aber nun erlauben Sie mir noch eine Frage."

„Was wollen Sie wissen?" entgegnete die Wittwe, indem sie ihren Platz wieder einnahm.

„Wie ist das, was Sie mir erzählt haben, auf mich anzuwenden?"

„Sehen Sie, mein Bester, ich stelle über alles, was mir im Leben vorkommt, meine Betrachtungen

an. Als ich Sie von der Oberhofmeisterin phantasiren hörte, fielen mir alle jene Dinge wieder ein, die Sie bereits wissen. Warum, dachte ich, soll die gute Dame nicht heimlich ein Kind geboren haben, während sie im Bade war? Zu dieser Annahme ist Grund genug vorhanden. Aber Sie können es nicht sein, mein bester Werner, das ist klar wie die Sonne."

„Ich habe nie daran gedacht!" rief der kleine Mann. „Was ich im Fieber sprach" — —

„Lassen Sie mich ausreden! Erstens scheinen Sie mir viel zu alt zu sein; zweitens werden Sie wissen, wer Ihre Eltern sind; drittens wird die reiche Oberhofmeisterin besser für ihren Sohn gesorgt haben, wenn sie nämlich einen Sohn und kein Mädchen hat, als Ihr Vater, der offenbar ein armer Schlucker war, für Sie hat sorgen können; und viertens wird die stolze Dame alle Maßregeln getroffen haben, daß das so lange verheimlichte Kind nicht in ihrer Nähe lebt. Bedenken Sie nur, wie traurig es Ihnen noch vor einem Jahre erging! Nein, nein, daran glaube ich nicht! Es ist freilich seltsam, daß Sie auf den Gedanken

gekommen sind, die vornehme Dame habe ein Kind — —"

„Nichts als Fieberphantasien, liebe Frau Engel!" rief Werner eifrig. „Wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß ich diese Worte gesprochen, ich würde es in diesem Augenblicke nicht wissen. Der Fieberkranke spricht mitunter tolles Zeug. Waren Sie stets zugegen, wenn mich der Arzt besuchte?"

„Ja."

„Hat er von dem gehört, was mich im Fieber beschäftigte?"

„So oft er sich an Ihrem Bette befand, waren Sie wach. Aber der Herr Legationsrath kam einmal des Abends zum Besuche, gerade als Sie in einem unruhigen Schlummer lagen und tüchtig phantasirten. Ich finde das erklärlich, sagte er mitleidig: die gute Frau hat in letzter Zeit für ihn gesorgt, als ob sie seine Mutter wäre."

„Erinnern Sie sich, was ich damals gesagt habe?"

„O ja."

„Nun?"

„Es schien, als ob sie mit ihr in einer lebhaften Unterredung begriffen wären, denn Sie nannten oft

ihren Namen und endlich riefen Sie aus: Sie sind eine herzlose Mutter, denn Sie haben Ihr Kind verwahrlost und in ein grenzenloses Elend gestürzt! Ihr Geld will ich nicht, das Sie mir jetzt bieten; aber ich werde mich an Ihnen rächen!"

„Und das alles hörte der Legationsrath?"

„Er hörte es ruhig mit an; dann sagte er, indem er sich entfernte: ich habe ihn immer für einen Todescandidaten gehalten, daß er aber so schnell befördert werden würde, hätte ich nicht gedacht. Als ich ihm die Treppe hinableuchtete, sah ich, wie ihm die Thränen in den Augen standen. Der Herr Legationsrath muß ein guter Herr sein — —"

„Das ist er," rief Werner, „und so lange ich lebe, werde ich ihm mit Leib und Seele dienen!"

In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke an der Hausthür vernehmen. Frau Engel eilte die Treppe hinab. Sie traf einen Mann auf der Hausflur, den sie mit zweideutigen Blicken betrachtete. Der Leser kennt ihn — es war Lucas.

„Was wollen Sie?" fragte die Wittwe kurz.

„Kann ich heute den Tapezierer Werner sprechen?"

„Ah, Sie waren schon einmal da."

„Vor vier Wochen."

„Ganz recht."

„Ich hoffe, heute wird der Kranke genesen sein, wenn er nicht gestorben ist."

„Er ist weder genesen noch gestorben, aber er ist noch so krank, daß er keinen Besuch annehmen kann."

„Das thut mir leid," antwortete Lucas, einen forschenden Blick auf die Wittwe werfend.

Diese erwiederte den Blick, indem sie sagte: „Müssen Sie ihn denn sprechen?"

„Ja."

„Nun, so kommen Sie in vier Wochen wieder."

„Das wird nicht möglich sein."

„Für jetzt darf ich keine Seele zu dem Kranken lassen, der Arzt hat es mir zur strengsten Pflicht gemacht."

„Das trifft sich sehr schlecht!" sagte Lucas in einem bedauernden Tone. „Ich verreise morgen, und kehre erst in drei bis vier Monaten zurück."

„Dann wird der Kranke ohne Zweifel genesen sein."

„Und das, was ich ihm zu sagen habe, wird ihm nicht mehr nützen."

„So geben Sie mir den Auftrag; zur geeigneten Zeit werde ich ihn ausrichten."

„Die Alte verfolgt einen Zweck!" dachte Lucas, der stets Argwohn schöpfte.

„Wenn ich nur erfahren könnte, was dieser verdächtige Mensch will!" dachte die Wittwe, die theils aus Eigensinn, theils aus wirklichem Interesse den Besuch zu verhindern strebte.

„Liebe Frau," begann Lucas, der bisher überlegend an der Thür gestanden hatte, „liebe Frau, ich komme im Auftrage eines Verwandten des Herrn Werner."

„Eines Verwandten?"

„Eines sehr nahen Verwandten. Hätte ich nicht versprochen, meinen Auftrag persönlich auszurichten, so würde ich keinen Anstand nehmen —"

„Von einem Verwandten kommen Sie?" fragte rasch Frau Engel, die schon längst bemüht gewesen war, über Werner's Abkunft etwas Näheres zu erfahren. Alle ihre Fragen über diesen Punkt hatte der kleine Mann stets ausweichend beantwortet, und war hierdurch ihre Neugierde schon gereizt, so hatten sie die Vorfälle während der Krankheit auf den höchsten Gipfel gesteigert.

Der schlaue Lucas, der seinerseits ebenfalls einen Plan verfolgte, hatte den rechten Fleck getroffen. Mit großer Zufriedenheit bemerkte er die Wirkung seines Angriffs.

„Da fällt mir ein," sagte er gleichgiltig, „daß Sie Herrn Werner einen Dienst leisten können, ohne daß ich ihn beunruhige."

„Wie? Wie?"

„Der Verwandte, der mich sendet, hat lange nichts von ihm gehört.

„So! Das ist wohl möglich! Herr Werner hat wie ein Einsiedler gelebt, er ist ein braver, ordentlicher Mann."

„Daran zweifele ich nicht, liebe Frau."

„Nun, was wollen Sie denn eigentlich wissen?"

„Die Familie will wissen, in welchen Verhältnissen Herr Werner lebt, weil sie die Absicht hat, ihn zu unterstützen, wenn es nöthig sein sollte."

„Du lieber Gott, der kleine gebrechliche Mann hat sich kümmerlich durchschlagen müssen. Wie kann man von einem verkrüppelten Menschen erwarten, daß er soviel durch Arbeit erwirbt, um sorgenlos zu leben. Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Mann, die Familie hat ein schlechtes Urtheil.

Entweder muß sie nicht wissen, daß Werner gräßlich verwachsen und stets krank ist, oder sie muß glauben, er besitzt ein Vermögen, das ihm erlaubt, seinen elenden Körper zu pflegen. Sagen Sie dem Verwandten, der Sie schickt, man solle sich schämen, daß man jetzt erst daran denkt zu helfen, wo schon so lange Hülfe nöthig ist. Hätte der gute Mann nicht Freunde gehabt, die ihn unterstützt, er wäre längst zu Grunde gegangen. Das sagen Sie der Familie, und wenn sie etwas thun will, so soll sie es rasch thun, oder ganz bleiben lassen."

„Also der Tapezierer Werner ist arm?"

„Ganz arm, blutarm, mein Bester!"

„Das ist traurig!"

„Ich wiederhole es, er lebt nur von den Wohlthaten seiner Freunde."

„Das genügt mir!" murmelte Lucas vor sich hin.

„Nun, ich sollte meinen, es ist auch gerade genug, um eine Familie, zumal wenn sie Vermögen besitzt, zur Unterstützung anzutreiben."

„Sagen Sie also dem Herrn Werner, liebe Frau, daß der Mann, den er erwartet habe, um von ihm Nachrichten über seine Familie zu erfahren,

dagewesen sei, und sobald als möglich wiederkommen würde."

„Er hat Sie erwartet?" fragte verwundert die Wittwe.

„Ja."

„Mein Gott, davon hat er mir keine Silbe gesagt!"

„Leben Sie wohl!" sagte Lucas, indem er sich nach der Thür wandte.

„Warten Sie einen Augenblick!"

„Was wollen Sie noch?"

Frau Engel konnte es nicht über sich gewinnen, den Fremden zu entlassen, ohne einen tiefern Blick in die Verhältnisse ihres Miethsmanns gethan zu haben. Daß sie von ihm selbst nichts erfahren würde, wußte sie, da sie sich über sein hartnäckiges Schweigen schon oft geärgert hatte. Die Rückkehr des Fremden zu erwarten, die er in so weite Aussicht gestellt, gab ihre Neugierde nicht zu, zumal da sie sich unwillkührlich der Worte erinnerte, die der Kranke in Bezug auf die Oberhofmeisterin geäußert hatte. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, in dieser Ungewißheit zu bleiben.

„Lieber Mann, uns Beiden liegt der kleine

Bucklichte am Herzen, und vorzüglich mir, die ich ihn während seiner Krankheit gepflegt habe. Treten Sie in mein Stübchen, wir wollen uns einmal gegenseitig aussprechen. Soviel Zeit werden Sie wohl übrig haben."

Sie öffnete eine kleine braune Thür, und schob den verwunderten Lucas fast gewaltsam in das freundliche Wohnzimmer. Beide nahmen auf einem Kanape, das Werner weich gepolstert hatte, Platz. Frau Engel befand sich in großer Aufregung, während Lucas eine ruhige Vorsicht beobachtete. Es lag in seinem Plane, über Werner's Verhältnisse so viel als möglich zu erfahren.

„Jetzt sind wir allein," begann die Wittwe, „und wir können uns ungestört aussprechen. Bekennen Sie offen: gehören Sie zu Werner's Familie oder nicht?"

„Nein, liebe Frau; aber ich kenne die Familie."

„Wo wohnt sie denn eigentlich?"

„In der Gegend von Dresden."

„Von Dresden?" wiederholte die Wittwe in sichtlichem Erstaunen.

„Ja. Wundert Sie das?“ fragte Lucas.

„Das ist seltsam! Also Werner ist in der Gegend von Dresden geboren?“

„Halt,“ dachte Lucas, „hier steht ein Fang in Aussicht; vielleicht erfahre ich etwas über die Mutter. Das Erstaunen dieser Alten läßt mich voraussetzen, daß sie davon unterrichtet ist. Ja,“ sagte er laut, „der Tapezierer ist auf dem Lande bei Dresden geboren.“

„Kennen Sie denn seinen Vater?“ fragte Frau Engel leise und geheimnißvoll.

„Seinen Pflegevater — ja!“

„Pflegevater, nicht den rechten?“

„Nein!“

„Das thut auch nichts zur Sache. Kennen Sie die Mutter?“ fragte die Wittwe noch leiser und geheimnißvoller als zuvor.

„Die Pflegemutter — ja!“

„Also hat er auch eine Pflegemutter?“

„Ich habe sie mehr als einmal gesehen.“

„Das ist mir lieb.“

„Ihnen, liebe Frau — ich begreife nicht —“

„Ist auch nicht nöthig; aber halten Sie sich versichert, daß ich nur das Beste des armen Men=

schen will, von dem wir sprechen. Soviel steht also fest, daß Werner Pflegeältern gehabt hat?"

„Verlassen Sie sich darauf. Es sind gute, ehrliche Bauersleute."

„Bauersleute? Auch das ist gleichviel! Aber sagen Sie mir, guter Freund, ist Ihnen über die rechte Mutter nichts bekannt? Oder wenn das nicht ist — haben Sie keine Vermuthungen? Man denkt doch bei solchen Gelegenheiten immer das Seinige."

„Allerdings!" flüsterte Lucas. „Denken Sie etwas?"

„Ja!" flüsterte die Wittwe bedeutungsvoll zurück.

„Nun?" fragte Lucas mit einem schlauen Blicke.

„Ich vermuthe, daß die Mutter eine vornehme Dame ist. Verstehen Sie mich recht: ich vermuthe!" fügte sie betonend hinzu.

„Dann stimmen wir in unsern Vermuthungen überein, liebe Frau."

„Das ist mir lieb!"

„O, ich sehe schon, daß Sie das Geheimniß kennen!" sagte Lucas lächelnd.

„Ich wollte nicht recht daran glauben; aber

nachdem, was ich nun erfahren habe, ist mir der Glaube in die Hand gethan. Du lieber Gott, wer hätte denn das denken können!"

„Was haben Sie gedacht, liebe Frau?"

„Mir schwindelt der Kopf! Werner, die Oberhofmeisterin, die Papiere, das Phantasiren — alles hängt zusammen, das ist mir ganz klar. Aber warum dieser einfältige Tropf so rückhaltend gegen mich ist! Sehen Sie, so muß man nun den Dingen auf die Spur zu kommen suchen, die zu seinem Besten sind. Hätte sich der Narr früher gegen mich erklärt, ich würde schon viel für ihn gethan haben. Es ist ein wahres Glück, daß ihn die Krankheit gepackt hat. Doch nun warten Sie einmal, daß ich nicht konfus werde — die Sache ist sehr verwickelt; aber das thut nichts, wir wollen schon in's Klare kommen. Nicht wahr, die Vermuthung haben Sie auch, daß eine vornehme Dame den Pflegeeltern, die Sie kennen, das Kind übergeben hat?"

„Das steht ganz fest! Ich erinnere mich selbst, diese vornehme Dame gesehen zu haben."

„So!" rief die Wittwe, vor Erstaunen die Augen weit aufreißend.

„Ganz gewiß!"

„Wenn ich jetzt das Geheimniß jener Reise erführe," dachte Frau Engel, „über das ich mich mit meinem Seligen so oft gestritten habe!"

Lucas dachte:

„Sie hat bereits die Oberhofmeisterin genannt — die Schwätzerin wird noch mehr sagen, wenn ich klug zu Werke gehe. Liebe Frau," sagte er laut, „ich sehe, es ist unsere Pflicht, daß wir uns verständigen."

„Ganz meine Meinung. Es handelt sich um ein Werk der Wohlthätigkeit. Stellt es sich heraus, daß Werner wirklich der Sohn der Dame ist, die ich meine, so müssen wir helfen."

„Gut, so beginnen Sie — welche Dame meinen Sie?"

„Es mögen siebenundzwanzig Jahre sein — ganz recht, mein Seliger ist achtzehn Jahre todt — da reiste eine junge schöne Frau aus gewissen Gründen in das Bad. Bis Dresden brachte sie ihr eigener Wagen, und mehr erfuhren wir nicht. Als sie im Herbste zurückkam, war sie ein wenig verändert" — —

„Die Dame war groß und schlank" —

„Ganz recht! Ich merke schon, Sie kennen sie.“

„Sie ward bei den Bauersleuten von einem Knaben entbunden, so still und heimlich, daß keine Seele etwas davon merkte.“

„So! So!“

„Dann reiste sie wieder ab und gab das Kind in die Pflege.“

„O, ich habe Recht gehabt!“ rief die Wittwe. „Wie schade, daß mein Seliger nicht mehr lebt, der stets behauptete, so etwas sei nicht möglich. Wissen Sie, daß wir uns einmal ernstlich darüber gezankt haben? Wir Frauen sehen weiter als die Männer, die glauben stets, was sie nicht sehen, sei nicht wahr, habe sich gar nicht ereignet. Ist mir doch, als ob ich es selbst kaum für möglich halten sollte. Ja, so sind die vornehmen Damen! Nun, der Frau von Kalb ist es allenfalls zu verzeihen, wenn sie sich neben ihrem grämlichen Ehegatten einen hübschen jungen Geliebten hielt, darüber will ich auch nichts sagen.“

„Also Frau von Kalb hieß die Dame?“ fragte Lucas gleichgültig, obgleich ihm die Freude über diese Entdeckung das Blut kreisen machte.

„Ja, so hieß sie. Aber sagen Sie mir, mein Bester, haben Sie denn diesen Namen nie gehört? Ich sollte glauben, wenn sich eine Frau acht Tage in einem Hause befindet, so müßte man wenigstens ihren Namen kennen."

Lucas nahm zu einer Lüge seine Zuflucht, um den Erguß der Alten nicht zu hemmen, indem er ihren Verdacht rege machte.

„Die Bauersleute, die das neugeborene Kind übernahmen, werden den Namen ohne Zweifel kennen. Und daß man ihnen Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht, läßt sich wohl denken. Was ich Ihnen mittheile, habe ich zufällig gehört. Ich zähle übrigens auf Ihre Verschwiegenheit." —

„Fürchten Sie nichts; ich habe so lange geschwiegen und werde auch ferner schweigen. Viel reden ist überhaupt meine Sache nicht, denn ich kenne die Welt, und weiß, was mitunter daraus entsteht. Doch lassen Sie uns bei der Stange bleiben. Es steht also fest, daß die junge Frau von Kalb vor sechsundzwanzig Jahren ein Kind auf einem Dorfe in der Gegend von Dresden geboren hat."

„Ja."

„Dieses Kind ward auf dem Lande erzogen, und später zu einem Tapezierer in die Lehre gegeben. Was dann aus ihm geworden, weiß ich nicht, da ich mich stets auf Reisen befand.“

„Und jetzt sollen Sie es aufsuchen?“

„Ja!“

„Und Sie glauben, daß Sie es gefunden haben?“

„Ohne Zweifel. Die Mutter des bucklichen Tapezierers Werner ist eine vornehme Dame.“

Frau Engel hatte einen Augenblick nachgedacht; dann sagte sie plötzlich:

„Möglich ist es schon, daß die eitele und stolze Dame sich geschämt hat, sich um das verkrüppelte Kind zu kümmern, auch wenn sie sonst keine Gründe gehabt hätte, die Geburt desselben vor der Welt zu verheimlichen. Jetzt ist sie die stolze Oberhofmeisterin, die bei unserm Hofe eine große Rolle spielt. Himmel, was würde das für einen Mordspektakel geben, wenn jetzt dieses kleine Ungethüm aufträte, und sich als ihren Sohn zu erkennen giebt! Ich glaube, die Hofdame würde verrückt. Und nun erst der Kammerpräsident —“

„Was ist es mit ihm?“ fragte Lucas.

„Errathen Sie denn nicht, daß er der Vater ist? Der junge Mann, der damals die betrübte Wittwe tröstete, ist heute der Kammerpräsident."

Lucas erhob sich; er wußte jetzt mehr, als er je in Erfahrung zu bringen geglaubt hatte, und seine Unterredung mit Werner erschien ihm überflüssig.

„Liebe Frau," sagte er, „Sie sind im Besitze eines gefährlichen Geheimnisses."

„Wie so? Warum nennen Sie es gefährlich?"

„In Ihrer Hand liegt das Glück des armen Werner. Sorgen Sie dafür, daß er nie seine wahre Abkunft erfahre."

„Mir scheint, er kennt sie schon."

Sie erzählte nun mit geläufiger Zunge die Krankheitsgeschichte, die der Leser bereits kennt.

„Nun begreife ich auch," schloß sie, „warum er sich in seinen Fieberträumen immer mit der Oberhofmeisterin beschäftigte. Anfangs hielt ich ihn für verrückt; nun bin ich aber eines Bessern belehrt. Wie gesagt, er ist mir stets ein räthselhafter Mensch gewesen. Uebrigens wäre es gut, wenn Sie jetzt selbst mit ihm sprächen, damit ich in die Angelegenheit gar nicht verwickelt werde. Wenn es gefällig ist, so führe ich Sie zu ihm."

„Ich ziehe es vor, seine völlige Genesung abzuwarten," sagte Lucas kalt. „Außerdem ist mir aus unserer Unterredung klar geworden, daß man mit der größten Vorsicht zu Werke gehen muß. Begreifen Sie das nicht?"

„Sie machen mich ängstlich!" flüsterte die Wittwe.

„Es handelt sich hier um eine Liebesgeschichte, die kein Mensch wissen darf, weil die dabei betheiligten Personen großen Einfluß besitzen."

„Aber was wollten Sie denn eigentlich mit dem guten Werner sprechen?" fragte schüchtern die Alte.

„Sie müssen es wissen, gute Frau. Ich bin gekommen, um ihn zu warnen."

„Großer Gott!"

„Sobald er nur ein Wort über seine Beziehung zu der Oberhofmeisterin äußert, schwebt sein Leben in Gefahr!" flüsterte Lucas geheimnißvoll und wichtig. „Auch jede andere Person, von der man vermuthet, daß sie darum weiß, wird für immer zum Schweigen gebracht."

„Wer sind Sie denn?"

„Ein Mann, der es mit Werner und Ihnen

gut meint. Darum hören Sie meinen Rath: sprechen Sie nicht über unsere Unterredung, sagen Sie auch Werner nicht, daß ich hier gewesen bin; aber tragen Sie Sorge, daß er sich stets von der Oberhofmeisterin und dem Kammerpräsidenten fern hält und sich stellt, als ob er von seinen Eltern nichts wisse. Jeder Schritt der Annäherung führt ihn und Sie in das Verderben. Sobald es Zeit ist zu handeln, sehen Sie mich wieder."

Lucas grüßte, und verließ das Haus. Frau Engel war so bestürzt, daß sie ihm nicht einmal das Geleite bis zur Thür gab; wie eine Statüe stand sie in der Mitte des Zimmers."

„Das ist doch eine arge Geschichte!" flüsterte sie endlich vor sich hin. „Mir kommt es fast vor, als ob mich dieser Mensch ausgefragt hätte — und ich wollte ihn ausfragen. Bei seiner Ankunft lag ihm viel daran, den Kranken zu besuchen, er schien selbst ein wenig bestürzt zu sein, daß er seinen Zweck nicht erreichen konnte — dann, nachdem ich mit ihm gesprochen und es sich herausgestellt hatte, daß Frau von Kalb bei den Bauersleuten in der Gegend von Dresden gewesen sei, da drohete er mir und entfernte sich so schnell er konnte — das

ist wahrhaftig auffallend. Mag nun Werner das Kind sein oder nicht, soviel steht fest, der seltsame Mensch ist ein Spion der Oberhofmeisterin, der mich im Auftrage derselben hat ausforschen müssen, und ich thue am Besten, wenn ich verschwiegen bin wie das Grab. Was geht mich überhaupt das Leben dieser Frau an? Ich werde mich hüten, mir ihre Feindschaft zuzuziehen, denn sie ist als ein Satan bekannt. Vorläufig werde ich dem Tapezierer zu verstehen geben, wozu mich der Besuch von vorhin aufgefordert hat, denn das ist meiner Ruhe und Sicherheit wegen nöthig; sehe ich aber, daß mir irgendwie Nachtheil erwachsen kann, so kündige ich dem gefährlichen Miethsmanne die Wohnung. Das fehlte noch, daß ich mich auf meine alten Tage in Händel mit so einer gefährlichen Person einlasse. Der Kutscher, der sie damals nach Dresden gefahren hat, ward aus dem Dienste entlassen und er verschwand gleich darauf aus unserer Gegend; man sagt zwar, er habe müssen Soldat werden — wer kann wissen, ob das nicht auf Anstiften der vornehmen und einflußreichen Frau geschehen ist. Mag nun die Sache zusammenhängen wie sie will, ich werde dafür sorgen,

daß ich mein hübsches Häuschen in Ruhe und Frieden bewohnen kann. Das Sprüchwort sagt: mit vornehmen Leuten ist nicht gut Kirschen essen."

Wir werden sehen, ob Frau Engel, die eben so ängstlich als neugierig und schwatzhaft war, wenn es sich um ihr leibliches Wohl handelte, diesem Vorsatze getreu geblieben ist. Die gute Frau war von Natur sehr reizbar, und gute und böse Eindrücke brachten schnell eine analoge Stimmung hervor, die sich nur dann erst änderte, wenn sich die betreffenden Verhältnisse geändert hatten. In diesem Augenblicke empfand sie einen leisen Groll auf Werner, der sie in eine Verwickelung gebracht hatte, die leicht sehr nachtheilig für sie werden konnte. Und dabei durfte sie ihrem bedrängten Herzen nicht Luft machen, nicht einmal gegen Werner, der sonst stets der Vertraute gewesen war, wenn sich die Lust der Mittheilung in ihr geregt hatte. Sein Verhältniß zu dem jungen Legationsrath, der ein auffallendes Interesse für den armen Bucklichten an den Tag legte, kam ihr jetzt verdächtig vor, und sie fing an, ihren Miethsmann, dessen stilles Wesen ihr von jeher nicht gefallen hatte, für eine gefährliche Person zu halten.

Die Wittwe besorgte nun ihre Küche. Sie hatte sich vorgenommen, mit Werner gemeinschaftlich das Mittagsessen einzunehmen; diese Absicht hatte indeß der stattgehabte Besuch vereitelt. Sie deckte für sich in der Wohnstube des Erdgeschosses, dann ging sie zu ihrem Miethsmanne hinauf. Werner saß immer noch in seinem Stuhle.

„Der Besuch hat Sie lange aufgehalten, Frau Engel."

„So?" fragte sie gleichgültig.

„Es hat längst zwölf geschlagen," meinte der Tapezierer, indem er auf seine Uhr deutete, die in einem Gehäuse auf dem Wandschränkchen stand. „Wer war denn da?" fragte er, als er die Verstimmung seiner Wirthin bemerkte, die geschäftig einen kleinen Tisch deckte. „Hat man Ihnen vielleicht eine unangenehme Nachricht gebracht?"

„Er will mich ausforschen!" dachte Frau Engel. „Wenn ich vorhin nur nicht schon zu viel gesagt habe."

Sie warf einen Blick auf den Bucklichten, der sie mit einer schmerzlichen Freundlichkeit ansah. Diese Freundlichkeit hielt sie für List.

„Zu mir kommen keine Besuche, die unange-

nehme Nachrichten bringen," gab sie kalt, fast spröde zur Antwort.

„Dann hat man wohl zu mir gewollt?" fuhr Werner fragend fort, der den leicht beweglichen Charakter seiner Wirthin kannte.

„Zu Ihnen?"

„Da außer uns eine dritte Person in diesem Hause nicht wohnt."

„Sie scheinen sehr leicht Verdacht zu schöpfen, mein Bester!" rief sie gereizt aus. „Ich habe keine Geheimnisse, wie gewisse andere Personen. Meine Verhältnisse sind der Art, daß sie jeder kennen und wissen kann."

Werner war verwundert über diese plötzliche Veränderung.

„Dann muß ich annehmen, daß der Besuch mir gegolten hat, und daß man Ihnen eine Mittheilung über mich gemacht hat, die Ihr Mißfallen erregt zu haben scheint. Als Sie mich vorhin verließen, waren Sie freundlich und zuvorkommend, wie gewöhnlich, und jetzt — —"

„Jetzt bin ich auch nicht anders!" fiel sie rasch ein. „Mit Ihnen hat man seine liebe Noth, ob Sie krank oder gesund sind. Aber dessen unge-

achtet haben Sie stets Geheimnisse vor mir, vielleicht gefährliche Geheimnisse, und das kann mir nicht gleichgültig sein."

„Mein Gott, liebe Frau Engel, ich begreife Sie nicht!" rief erstaunt der schwache Werner. „Erklären Sie sich nur deutlicher, damit ich antworten kann."

„Was für Menschen kommen seit einiger Zeit in mein Haus!" fuhr die aufgeregte Frau fort. „Legationsräthe, fremde Officiere, Bediente — und heute kommt ein Mensch, von dem man nicht weiß, zu welcher Klasse von Leuten er eigentlich zu zählen ist. Und alle fragen mit großem Eifer nach dem Tapezierer Herrn Werner."

„Auch diesen Morgen fragte man nach mir?"

„Ja!"

„Wer war es?"

„Derselbe Mann, der vor vier Wochen in der Dämmerung zu Herrn Werner wollte. Herr Werner war aber so krank, daß ich ihn nicht einlassen konnte."

„Das war Lucas!" dachte der überraschte kleine Mann. „Dann begreife ich nicht," sagte er laut, „warum Sie ihn heute abgewiesen haben; ich bin

zwar noch schwach, aber ich bin nicht mehr krank! Ihre Sorgfalt, so anerkennenswerth sie ist, geht ein wenig zu weit!" fügte er ärgerlich hinzu, und indem er seinen Lehnstuhl verließ. „Hat Ihnen der Mann Aufträge für mich gegeben?"

„Nein!"

„Dann ist es sehr voreilig, daß Sie ihn abgewiesen haben, ohne mich zuvor zu fragen. Ich habe den Mann lange und mit großer Sehnsucht erwartet."

„Wie, Sie haben ihn erwartet?" fragte erstaunt die Wittwe.

„Ja!"

Der verwachsene Tapezierer mit seinen großen, klugen Augen, seinem viereckigen Schädel, auf dem ein dünnes, glänzendes Haar saß, mit seinen magern, bleifarbigem Gesichte und den unverhältnißmäßig langen Armen kam ihr in diesem Augenblicke so unheimlich vor, daß sie sich zu fürchen begann.

„Herr Werner," sagte sie, „ich will Ihnen einen Rath geben."

„Lassen Sie ihn hören."

„Sie haben die abgeschmackte Idee gefaßt, daß Sie der Sohn der Frau Oberhofmeisterin wären —"

„Um Gotteswillen schweigen Sie!“ rief Werner besorgt, fast ängstlich. „Wie würde ich es wagen, eine so hochgestellte Dame zu compromittiren.“

„Es ist ein Glück, daß Sie das einsehen. Lassen Sie sich warnen: sprechen Sie weder darüber, noch denken Sie daran, irgend etwas zu thun, das Ihnen Vortheil bringen soll, sonst sind wir geschiedene Leute. Mehr kann und will ich Ihnen nicht sagen. Ich bin eine arme Wittwe, die mit allen Leuten in Frieden leben muß.“

Nach diesen in Heftigkeit gesprochenen Worten verließ sie das Zimmer.

„Die Unterredung,“ dachte Werner, „die zwischen ihr und Lucas, wenn er es gewesen ist, stattgefunden, hat jedenfalls meine Person betroffen. Wenn die gute Frau ebenso offenherzig gegen ihn als gegen mich gewesen, wird jener Gauner wissen, an wen er sich zu wenden hat, um neue Gelderpressungen vorzunehmen.“

Frau Engel brachte das Mittagsessen. Werner fragte sie um nähere Auskunft über den Besuch; sie beschrieb den Mann, ohne ihrer Unterredung mit ihm zu erwähnen.

„Kennen Sie ihn nun?“ fragte sie dann.

„Nein!“

„Seltsam! Und doch haben Sie ihn erwartet.“

Der Arzt erschien. Er war mit dem Zustande des Genesenden zufrieden, und gab ihm den Rath, einen Spaziergang zu machen.

Nachdem Werner das Mittagsessen eingenommen, ergriff er sein Notizbuch.

„Ich habe der armen Frau versprochen, mit dem Kammerjunker ihretwegen zu verhandeln und ihn zur Nachsicht zu bewegen — leider ist es mir bisjetzt unmöglich gewesen. Es ist eine lange Zeit verflossen, wer weiß, was bereits geschehen ist. Die reichen Leute haben kein Herz, sie saugen den armen den letzten Blutstropfen aus und überlassen sie mitleidslos dem Untergange. Die Krankheit hat mich verhindert, ein gutes Werk zu thun; läßt sich indeß noch etwas erlangen, so werde ich keine Mühe scheuen. Für heute soll mein erster Gang der zu dem Legationsrathe sein, er hat die größten Ansprüche auf meine Dankbarkeit.“

Eine Stunde später trat Werner in das Zimmer des Dichters, der ihn freundlich empfing.

## Drittes Kapitel.

Der Herbstwind schüttelte die ersten gelben Blätter von den Bäumen, und nur wenig Blumen sah man noch auf den Beeten des Parks blühen, als Aurelie von einem Spaziergange zurückkehrte, den sie durch das anmuthige Wäldchen gemacht hatte, das noch innerhalb der großen Einfriedigung lag. Die Dämmerung war angebrochen. Die junge Dame betrat ihr Boudoir, und entließ dann die Kammerfrau, nachdem sie ihr Hut und Mantel übergeben hatte. Sie trat zum Fenster und sah sinnend in den Garten hinaus, wo der Abendwind sein Spiel mit den falben Blättern trieb.

„Die schöne Zeit des Sommers ist dahin," flüsterte sie; „ich fürchte, daß auch die schönste Zeit meiner Liebe dahin ist. Kommt heute wiederum ein Brief statt des Geliebten, so darf ich nicht mehr

zweifeln, daß meine Befürchtung gegründet ist. Ich will nicht annehmen, daß Karl mich nicht mehr liebt — aber er ist ein Fürst, der seiner Stellung Rechnung zu tragen hat. Und was kann, was darf ich von ihm fordern, ich, das bürgerliche Mädchen, die Sängerin? Der Verstand deutet mir meine Stellung ganz richtig an, und die Klugheit gebietet mir, die Stimme des Herzens ungehört zu lassen. Was zögere ich noch, mir selbst zu bekennen, daß ich die Maitresse eines Fürsten bin? Ach, in diesem Worte liegt meine ganze Zukunft!"

In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke an dem großen Gitterthore vernehmen. Der Wind trug die einzelnen Schläge hell über den Park hin. Aurelie bebte leicht zusammen.

„Das ist kein Bote!" flüsterte er. „Er würde das Oeffnen des großen Thors nicht fordern. Wenn er selbst heute käme!"

Lauschend blieb sie am Fenster stehen. Es war noch hell genug, daß sie Valentin sehen konnte, der durch den Hauptgang eilte, um das Thor zu öffnen. Nach fünf Minuten erschien die Gestalt eines Mannes, die dem Schlosse zu schritt. Er trug einen Mantel, der im Winde flatterte.

„Sollte das Karl sein?" fragte sich Aurelie, und ein seltsames Gefühl trieb ihr das Blut in die Wangen. Unwillkührlich gedachte sie der Unterredung, die sie mit Wolfgang in der Laube gehabt hatte. „Wenn er es nicht ist, so kann es nur sein Freund sein!"

Sie erschrack über die Aufregung, die dieser Gedanke in ihr hervorbrachte. Rasch trat sie in das Zimmer zurück und setzte mit leise zitternder Hand eine Glocke in Bewegung.

Die Kammerfrau erschien.

„Was befiehlt das gnädige Fräulein?"

„Licht in den kleinen Saal!"

Aurelie war wieder allein. Unruhig ging sie auf und ab in dem Boudoir.

„Was ist das?" fragte sie sich. „Ich befinde mich in einer Verfassung wie noch nie. Fast möchte ich wünschen, daß Karl nicht selbst käme, denn ich würde ihm nicht mit der gewohnten Unbefangenheit entgegentreten können."

Unter banger Erwartung verflossen einige Minuten. Dann trat die Kammerfrau wieder ein.

„Der Herr Legationsrath ist angekommen."

„Wolfgang!" dachte sie bebend.

„Er bittet das gnädige Fräulein, eintreten zu dürfen.“

Aurelie mußte sich einen Augenblick sammeln, um die Worte in dem gewöhnlichen Tone aussprechen zu können:

„Führe den Besuch in den Saal.“

„Und das Abendessen?“ fragte die Zofe.

„Darüber erwarte meinen Befehl. Ist schon Licht in dem Saale?“

„Ja!“

„Gut; so bitte den Herrn Legationsrath, mich zu erwarten.“

Hätte nicht eine starke Dämmerung in dem Boudoir geherrscht, so würde die Kammerfrau gesehen haben, daß Aureliens zarte Wangen glühten, daß ihre Augen leuchteten und der Busen in unruhiger Bewegung wallte.

„Der Legationsrath!“ flüsterte sie, als sich die Thür geschlossen hatte. „Er kommt zum ersten Male allein. Was führt ihn um diese Zeit zu meinem einsamen Aufenthalte? Sendet ihn der Fürst, oder kommt er aus eigenem Antriebe? Was es auch sei — jedenfalls bereitet sich etwas vor, mein Herz sagt es mir. Karl sendet den Freund

zu seiner Geliebten! Ich würde ihn nicht empfangen, wenn ich nicht müßte."

Die Kammerfrau brachte eine brennende Kerze. Aurelie trat vor den Spiegel und musterte ihre Toilette.

„Mein Gott, wie sehe ich aus!" rief sie. „Der Wind hat mir den Haarputz zerstört. Ordne mir die Locken!"

Sie warf sich auf einen Stuhl und die Kammerfrau begann ihr Geschäft.

„Wollen Sie nicht ein anderes Kleid anlegen, Fräulein?"

„Warum?" fragte Aurelie auffahrend.

„Die Spitzen sind zerdrückt. Auch ist es kühl, und ein seidener Oberrock — —"

„Gut, hole mir den blaßgelben Oberrock, den ich noch nicht getragen habe. Ist er in Ordnung?"

„Sie dürfen nur befehlen."

„Ich will ihn anlegen!"

Der Haarputz war wieder geordnet. Nach fünf Minuten stand Aurelie in einem blaßgelben Oberrocke vor dem Spiegel, der ihre zarten Formen eng einschloß.

„Diese Farbe steht Ihnen schöner als alle

andern," sagte die Kammerfrau, indem sie eine schwere weiße Gürtelschnur um die zarte Taille ihrer Herrin wand.

„Meinst Du?" fragte sie. „Dieses Gelb ist mir von jeher verhaßt gewesen."

„Mit Unrecht, gnädiges Fräulein."

„Gleichviel — meinen Fächer!"

„Hier!"

„Jetzt leuchte mir voran!"

Die Kammerfrau ergriff die Kerze und öffnete dann eine Seitenthür. Aurelie trat in den Saal, wo der Legationsrath ihrer harrte. Ihm war die Geliebte des Fürsten noch nie so schön erschienen, als in diesem Augenblicke. Die innere Bewegung hatte ein zartes Roth auf den weißen Wangen erzeugt und das Auge strahlte in einem matten Glanze. Das seidene Kleid zeichnete jede der reizenden Körperformen zierlich ab. Die schweren Locken umspielten bei jeder Bewegung des Köpfchens den wie aus Alabaster von der Hand eines Künstlers geformten Hals.

Wolfgang war einfach, aber elegant und mit unverkennbarer Sorgfalt gekleidet. Die Schönheit seines fein geschnittenen, edeln Gesichts mit den

großen, geistreichen Augen übte eine mächtige Wirkung auf die junge Sängerin aus, so daß sie die Blicke senkte, als sie den Gast grüßte. Der Legationsrath verneigte sich, und drückte einen Kuß auf die mit einem kostbaren Diamantringe geschmückte kleine Hand der fürstlichen Geliebten.

„Sie kommen allein?“ fragte Aurelie mit leise erregter Stimme.

„Für heute, ja!“

„Meine Ahnung!“ dachte die Sängerin. „Es bereitet sich etwas vor.“

Ihre Bewegung gewaltsam verbergend, lud sie mit der ihr eigenen Grazie den Gast zum Sitzen ein. Wolfgang nahm auf dem angedeuteten Polster Platz, Aurelie ließ sich neben ihm nieder.

Der Legationsrath war ganz Bewunderung für das reizende Geschöpf an seiner Seite. Er konnte sich nicht erwehren, einen prüfenden Blick auf die Schöne zu werfen — in demselben Momente sah auch sie zu ihm herüber — Beide schlugen die Augen nieder.

„Karl sendet mich!“ begann er mit ungewisser Stimme. „Eine Reise, wozu ihn seine Stellung dringend veranlaßte, hat es nöthig gemacht, den

Freund mit einer Sendung an die Geliebte seines Herzens zu beauftragen."

„Ich glaube eine besondere Aufmerksamkeit darin zu erblicken, daß der Fürst den Freund sendet, denn ich weiß, daß er das volle Vertrauen desselben besitzt. Karl hat Sie in das Geheimniß seiner Liebe eingeweiht — —"

„Seiner Liebe zu einer Dame, die des Glückes derselben vollkommen würdig ist."

„So meint der Freund!" antwortete Aurelie mit einem kalten, eleganten Lächeln. „Ich bin dem einfachen Officiere gefolgt, der sich um meine Neigung bewarb. Als ich enttäuscht wurde, blieb meine Liebe zwar dieselbe, und ich achtete des Opfers nicht, das ich meiner Zukunft bringen mußte; aber ich mußte mir selbst das Bekenntniß ablegen, daß mein Herz von einem Mißgeschicke betroffen sei. So wenig es der Fürst abwenden konnte, eben so wenig hatte ich die Kraft und den Muth dazu. Sie sehen, mein Herr, daß ich mich damals schon auf das vorbereitete, was ich früher oder später doch einmal erfahren muß."

„Mein Fräulein," rief der junge Mann, „ich kann es nicht unterlassen, Ihnen meine Bewun-

derung auszudrücken! Wie das edle Herz unsers Freundes, so kennen Sie auch seine unerläßlichen Verpflichtungen."

„Sollte Karl nicht längst geahnt haben, daß ich den Geliebten stets von dem Fürsten getrennt habe? Ich will ihm keinen Mangel an Vertrauen zum Vorwurfe machen; aber ich beklage ihn wie mich!"

„Und wahrlich, er ist zu beklagen!" rief Wolfgang. „Ihm bebte die Stimme, als er sagte: gehe, Freund, und erinnere Aurelien daran, daß Karl die Pflichten des Fürsten erfüllen muß! Ich würde es nicht vermögen, ohne eine für uns Beide schmerzliche Scene herbeizuführen —"

„Also Sie sollen mich auf eine Nachricht vorbereiten?"

„Ja!"

„So zögern Sie nicht — ich bin bereit zu hören!"

„Der Fürst wird sich vermählen!" sagte Wolfgang.

„Jetzt schon?" flüsterte Aurelie, der es schwer fiel, ihre Fassung zu bewahren.

„Die Interessen des Landes erheischen es, und

die fürstliche Familie wünscht es. Sie verlieren den Fürsten, Aurelie, aber Karl bleibt Ihnen."

Die Maitresse kämpfte ein aufkeimendes Gefühl nieder; sie unterdrückte einen Seufzer, der sich ihrer Brust entringen wollte. Dann sagte sie leise, aber mit einem unverkennbaren Stolze:

„Ich habe den Fürsten nie vermißt, denn Karl war mir Alles! Wäre er mir weniger gewesen, ich würde jetzt meinem Schicksale eine Thräne weinen. So sehen Sie mich gefaßt, denn ich glaube an die Aufrichtigkeit Karl's. Die Liebe ist von Natur anmaßend, weil sie ausschließlich das Recht des alleinigen Besitzes beansprucht; ich habe meine Stellung seit dem Augenblicke meines Eintreffens in diesem Schlosse zu gut erkannt, um nicht auch den Kampf mit der Liebe ausgekämpft zu haben — empfangen Sie darum das Bekenntniß, daß ich eben so gern dem Glücke Karl's das meinige unterordne, wie ich bereits das des Fürsten gefördert zu haben glaube, indem ich ohne Vorwurf die bittere Enttäuschung annahm."

„Ich bewundere Sie, Aurelie!"

„Mein Herr, ich war Künstlerin, ehe ich die Maitresse des Fürsten ward! Die Kunst, die heilige

Musik, empfängt mich wieder, und wie sie mich damals mit Trost erfüllte, als ich den Verlust des Geliebten zu beklagen hatte, so wird sie auch jetzt Balsam in die Herzenswunde streuen, die mir das Schicksal geschlagen hat. Eine Frau, die in ihrer Liebe schwach war, kann kein Vorwurf treffen. Und wahrlich, Herr Legationsrath, wäre es auch so, der Stolz der Künstlerin würde den Schmerz über das erlittene Unglück paralysiren! Mag Karl so glücklich werden, als er es zu sein verdient und wie ich es wünsche. Ehe der Herbstwind völlig die Bäume entblättert, werde ich dieses Schloß verlassen haben."

Die letzten Worte hatte sie mit zitternder Stimme gesprochen. Dann trocknete sie eine Thräne, die verrätherisch den Zustand ihres Innern offenbarte, obgleich sie ihn mit großer Anstrengung zu verbergen suchte.

Wolfgang drückte einen Kuß auf die weiße Hand, die leise bebend im Schooße lag; er empfand ein inniges Mitgefühl mit dem Mädchen, dessen Herzensschicksal er beklagen mußte.

„Aurelie," sagte er, „mir fehlt der Muth, den zweiten Theil meiner Mission zu erfüllen. Es be=

darf wohl der Versicherung nicht, daß ich in reiner Freundschaft an meinem Karl hange, und daß ich mit meinem Leben jeden seiner Wünsche zu verwirklichen suche —"

„O sprechen Sie sich immerhin aus, Herr Legationsrath!" sagte Aurelie eifrig.

„So wende ich mich an Ihre Liebe zu Karl. Ich fordere vielleicht von Ihrem Herzen zu viel — aber ich fordere nicht für mich, ich fordere für unsern Freund."

„Und was muß ich gewähren?"

„Sie bleiben in seiner Nähe!"

„Mein Herr!" stammelte sie.

„Es ist zu seinem Heile nothwendig."

„Sie vergessen, daß er sich eine Gattin, ohne Zweifel eine liebenswürdige Gattin wählt."

„Es ist bedacht, Aurelie. Und darum erinnere ich Sie noch einmal, den Freund von dem Fürsten zu trennen. Die Gattin gehört dem Fürsten, Aurelie gehört unserm Karl an. Einer Frau mit Ihren Ansichten vom Leben kann der Muth nicht fehlen, conventionellen Vorurtheilen die Stirn zu bieten. Und geht Ihnen Karl nicht mit seinem Beispiele voran? Aurelie, Sie zögern, mir Ant=

wort zu geben — o, schwanken Sie nicht! Ich darf Sie nicht verlassen, ohne Ihre Entscheidung mit mir zu nehmen. Ich zögere nicht, Ihnen zu sagen, daß mir das Ordnen dieser Angelegenheit zur Herzenssache geworden ist. Zeihen Sie mich nicht des Eigennutzes," fügte er leiser hinzu — „mein Herz hegt die Hoffnung, sich in Ihnen eine Freundin zu erwerben."

Aurelie zuckte kaum merklich zusammen. Die Röthe erschien wieder auf ihren Wangen und die Blicke wurden lebhafter.

„Brechen wir für jetzt ab," sagte sie mit bewegter Stimme. „Der Gegenstand," fügte sie leise betonend hinzu, „ist für mich so wichtig, daß ich ihn in Berathung ziehen werden."

„Und Sie reisen nicht?"

„Wenigstens nicht, ohne Ihnen zuvor Nachricht gegeben zu haben. Karl soll nicht sagen, daß Aurelie erzürnt sein Haus verlassen hat. Wann kehrt er zurück?" fragte sie in ihrem gewöhnlichen Tone.

„In den letzten Tagen dieses Monats. Er hat mir aufgetragen, für Ihre Zerstreuung zu sorgen und ihm sofort Bericht zu erstatten, wie meine Sendung ausgefallen ist."

Aureliens vorige Lebhaftigkeit schien völlig wiedergekehrt zu sein.

„Ich bitte, schreiben Sie dem Fürsten, daß es seinem Freunde gelungen ist, mir die Angelegenheit in dem rechten Lichte zu zeigen. Vielleicht in wenig Tagen ersuche ich Sie, mir ein Briefchen an ihn zu befördern. So will ich mich denn in meine Einsamkeit begraben," sagte sie lächelnd und mit einem schmerzlichen Seufzer. „Ach, es wird wahrlich meine Schuld nicht sein, wenn ich nicht im Stande bin, dem gefaßten Vorsatze treu zu bleiben. Da fällt mir ein," rief sie plötzlich aus, „daß ich noch keine Befehle wegen des Abendessens gegeben habe — der Herr Legationsrath ist freundlich geladen, wenn er es nicht vorzieht, in der Stadt zu speisen. Ich werde mich bemühen, eine leidliche Unterhaltung herzustellen."

„Und ich werde glücklich sein, Sie in dem gefaßten Vorsatze zu befestigen!" sagte Wolfgang.

„So nehmen Sie meine Einladung an?"

Der Dichter verneigte sich. Aurelie erhob sich und zog eine Glocke. Die Kammerfrau trat ein.

„Man servire zwei Couverts."

„In welchem Zimmer, Fräulein?"

„Es ist hier kalt und ungemüthlich — in dem Boudoir!“

„Und wann befehlen Sie, daß servirt werde?“

„O mein Gott, über die lästigen Fragen! Bald, recht bald!“

Die Kammerfrau eilte hinaus.

„Und was beginnen wir bis dahin?“ fragte Aurelie ihren Gast.

Wolfgang ergriff ihre Hand, drückte einen Kuß darauf, und führte dann die junge Dame zu dem Klavier.

„Dies die Antwort auf Ihre Frage!“

Lächelnd, als ob sie diese Aufforderung erwartet hätte, ließ sie sich nieder. Ihre kleinen mattweißen Finger berührten die Tasten. Während sie die ersten Accorde anschlug, sagte sie:

„Ich singe Ihnen ein französisches Liedchen; es wird Sie unterhalten, und mich vielleicht ein wenig zerstreuen.“

„Ich will nur Ihre Stimme hören, Aurelie!“

Sie sang, wie sie gesagt, ein französisches Liedchen. Wie war sie der Sprache mächtig, wie leicht und anmuthig trug sie die Verse vor! Aber dabei lag ein schmerzlicher Spott in dem Vortrage,

der mit dem Inhalte des Liedes übereinstimmte, das die Liebe als ein leichtes Spiel schilderte und den einen Thoren hieß, der sich von ihr bemeistern lasse. Den letzten Vers sang sie mit bewegter Stimme, und als sie geendet hatte, waren ihre Augen feucht. Der Legationsrath begriff, daß das arme Mädchen sich alle nur erdenkliche Mühe gab, die Seelenstimmung herbeizuführen, die nothwendig war, um sich der gegenwärtigen Lage zu fügen. Er fand Aurelien von einer rührenden Schönheit, und hätte ihn nicht die Rücksicht auf den Freund abgehalten, er würde der reizenden Sängerin zu Füßen gefallen sein, um sie durch das Bekenntniß seiner Verehrung zu trösten. Daß sie gerade ihm den Zustand ihres Innern so klar darlegte, hielt er für ein Vertrauen, für das er sich dankbar zeigen zu müssen glaubte.

„Ich glaube, das Lied hat Recht!" rief er aus.

„Wie?" fragte sie, indem sie zu ihm emporsah.

„Die Liebe ist ein Dämon oder ein Engel, je nachdem die Verhältnisse sich gestalten."

„Lassen wir das!" sagte sie, indem sie sich erhob. „Es ist dies ein Thema, das weder einem Manne noch einer Frau gelungen ist, erschöpfend

zu behandeln und demgemäß zu leben. Ich habe keine andere Ansicht aus den gemachten Erfahrungen erhalten, als die: das Glück der Liebe ist ein relatives, und sobald es sich zum Positiven befestigt, hat es an Werth verloren. Wir Frauen können am Besten diesen Satz bestätigen."

Aurelie begann in Mollaccorden zu phantasiren.

„Das ist ein wunderbares Wesen!" dachte Wolfgang. „Entweder birgt dieser reizende Kopf einen tiefen Gedanken, oder es schlummert ein furchtbares Drama darin. Ich möchte das Geheimniß dieses Weibes kennen! Mit der Künstlernatur vereinigt sie eine Weiblichkeit, die Achtung gebietet. Und dennoch ist sie die Maitresse eines Fürsten."

Der Dichter philosophirte über dieses Thema; aber er gelangte nur zu dem Resultate, daß Aurelie mit ihren Vorzügen und Mängeln die liebenswürdigste Person von der Welt sei. Die einfache, naive Schönheit Gretchens hatte ihre Reize, aber größere noch lagen in dem seltsamen Charakter der Sängerin. Ihr schöner, eleganter Körper erschien ihm wie eine Hülle, die ein reizendes, unbegreifliches Geheimniß verbirgt, ein Geheimniß, dessen Kennen ein wollüstiges Glück eigener Art gewährt.

Die Kammerfrau meldete, daß der Tisch servirt sei. Die beiden jungen Leute betraten das Boudoir. Aurelie besorgte selbst die Bedienung ihres Gastes. Während des Essens sprach man von Kunstgegenständen, und Wolfgang machte seiner lieblichen Wirthin die Eröffnung, daß der Fürst gesonnen sei, gleich nach seiner Verheirathung ein stabiles Hoftheater zu errichten. Aurelie nahm diese Nachricht gleichgültig auf. Eine Wanduhr kündigte die neunte Stunde an.

„Schon so spät?" fragte die Maitresse überrascht.

„Erlauben Sie mir, daß ich den Rückweg zur Stadt antrete."

„Das wollte ich nicht andeuten," sagte Aurelie lächelnd. „Karl hat mir den Freund gesendet, und wenn ich von ihm in meiner Einsamkeit eine Unterhaltung erwarte, so glaube ich in seinem Sinne zu handeln. Oder sollte er ein größeres Vertrauen in Sie, als in mich setzen? Ich bitte, bleiben Sie, Herr Legationsrath, wenn Sie sonst Zeit dazu haben."

Der junge Mann hatte den Muth nicht, diese Einladung anzunehmen. Der Ton, in dem Aurelie diese Worte gesprochen, verrieth einen Sarkasmus,

den eine Art von Verzweiflung hervorgebracht zu haben schien.

„Ich fürchte nicht," gab er verlegen zur Antwort, „die Eifersucht Karl's zu erregen, da er seine Aurelie und den Freund zu gut kennt."

„Er kennt mich, o gewiß! Mein Herz liegt offen vor ihm da wie ein Buch, dessen Inhalt er studiert hat. Nun ist er abgereist, ohne zu fürchten, oder besser gesagt, ohne sich darum zu kümmern, ob meine Eifersucht erregt werde."

„Sie vergessen" — —

„Ich vergesse nichts!" sagte sie in einer Traurigkeit, die ihr in den Augen Wolfgangs einen neuen Reiz verlieh. „Hat eine arme Maitresse das Recht, eifersüchtig zu sein? Man giebt ihr ein Schloß zur Wohnung, gewährt ihr Luxus und Bequemlichkeit, läßt sie von verschwiegenen Domestiken bedienen und hält ihr Leben vor der Welt geheim. Dagegen hat sie die Verpflichtung, stets ein freundliches Gesicht zu zeigen, wenn der Spender dieser Gaben erscheint. Die Regungen des Herzens muß sie unterdrücken, und vorzüglich die Eifersucht. Ich bitte Sie nicht mehr, für heute mein glänzendes Gefängniß zu theilen; aber wenn Sie mir einige Achtung be-

weisen wollen, so statten Sie der Maitresse Ihres Freundes recht bald einen zweiten Besuch ab."

Sie verneigte sich und ging in ihr Schlafgemach, indem sie ihr Taschentuch vor das Gesicht hielt, um die hervorbrechenden Thränen zu trocknen.

Diesen Abschied hatte Wolfgang nicht erwartet. Er konnte sich die Wahrheit der Empfindungen nicht verhehlen, die seine Nachricht in Aurelien angeregt hatte.

„Sie verdient ein glücklicheres Loos!" dachte er. „Ist sie völlig frei von Verstellung, so kann ich ihr meine Achtung nicht versagen, und Karl wird mir es Dank wissen, wenn ich diese an den Tag lege."

Rasch trat er in den Saal, wo er die Kammerfrau antraf. Er ergriff Hut und Mantel. Die Zofe, eine brennende Kerze tragend, leuchtete ihm voran. Im Gespräche mit ihr ging er langsam über den Corridor.

„Ich zähle auf Sie!" sagte er, und verließ das Haus.

Er eilte nach Vater Beck's Wohnung, die der Herbstwind umrauschte. Die Thür des Häuschens war geschlossen, und ruhig flimmerte ein Licht aus dem Fenster des Erdgeschosses. Er trat näher und

sah in das erleuchtete Zimmer. Da saß der greise Gärtner in dem großen Lehnstuhle und schlief. Die Pelzmütze war ihm so tief in die Stirn herabgesunken, daß sie die Augen bedeckte. Eine andere Gruppe erregte zugleich seine Aufmerksamkeit. Auf einem Stuhle, der durch den Ofen von dem Schläfer geschieden ward, saß Valentin — er hielt Marien auf dem Schooße und herzte und küßte sie. Das hübsche Mädchen erwiederte leidenschaftlich die Zärtlichkeiten des jungen Gärtners, aber dabei war es ersichtlich, daß sie die größte Sorgfalt beobachtete, um den Schläfer nicht zu wecken. Sie sprachen nicht, sie küßten sich nur.

Länger als zehn Minuten sah Wolfgang mit Vergnügen diesem Spiele der Liebe zu.

„Sie ist zärtlich, ob sie ihm auch treu ist?" fragte er sich lächelnd, und indem er an die Laube dachte, in der er die Gärtnerin geküßt hatte. „Wie verschieden ist doch die Liebe! Hier äußert sie sich in ihrer völligen Unschuld, und dort geht sie mit dem gereiften Verstande Hand in Hand. Hier verbirgt sie sich vor der väterlichen Wachsamkeit, und dort vor dem Auge der Welt. Wenn Valentin wüßte, daß mir Marie Zärtlichkeiten gestattet hätte!"

Plötzlich sah er, wie der alte Schläfer sich in seinem Stuhle regte. Das Liebespärchen sprang auseinander: Marie ergriff ein Nähezeug, und Philipp blieb ruhig auf seinem Platze. Beide gaben sich das Ansehen, als ob nichts vorgefallen sei. Wolfgang klopfte leise an das Fenster.

„Wer ist da?“ fragte Marie, indem sie das hochrothe Köpfchen emporhob.

„Man führe mir das Pferd vor!“

Gleich darauf erschien Valentin.

„Verzeihung, gnädiger Herr,“ stammelte der Erschreckte, „ich dachte nicht, daß Sie schon so früh zurückkehren wollten. Im Augenblicke werde ich das Pferd bringen.“

Er eilte nach dem Stalle. Als er wieder erschien, äußerte Wolfgang:

„Ich habe Dich gestört, armer Valentin.“

„Worin?“

„Ich stand am Fenster, als Du Deine Marie küßtest. Sie muß Dir wohl recht gut sein.“

„Ach, Verzeihung, gnädiger Herr!“

„Aengstige Dich nicht, mein Freund! Deine Marie ist ein so schönes Mädchen, daß ich Deine Liebe erklärlich finde.“

„Ach ja, gnädiger Herr, sie ist schön, vorzüglich wenn sie städtische Kleider trägt."

„Wie?"

„Fräulein Aurelie hat ihr eine seidene Robe geschenkt, darin sollen Sie das Mädchen einmal sehen. Sie gleicht auf ein Haar dem gnädigen Fräulein!" fügte er stolz hinzu.

„Ist's möglich!"

„Und das Fräulein gleicht meiner Marie, wenn sie das Röckchen und das Mieder trägt. Gnädiger Herr, ich habe Ihnen etwas zu sagen," flüsterte Valentin geheimnißvoll.

„Nun?"

„Sie glauben wohl, Sie haben vor vier Wochen — dort in der großen Laube — meine Marie geküßt?"

„Wer sagt Dir das?" fragte er hastig.

„Ich habe es Anfangs auch geglaubt, als ich durch die Blätter lauschte, denn ich war zufällig dort verborgen, als Sie mit ihr eintraten. Das ist meine Marie nicht gewesen, denn die würde die Blumen nicht mit der Wurzel ausgerissen haben."

„Wer war es denn?" fragte Wolfgang neugierig.

Valentin neigte sich seinem Ohre zu und flüsterte:

„Keine andere als das Fräulein selbst! Sie trug Marien's Kleider, um sich einen Spaß zu machen. Marie läßt sich nur von mir küssen."

Der Legationsrath zögerte, das Pferd zu besteigen, dessen Zügel er bereits in der Hand hielt.

„Weißt Du das genau?" fragte er unwillkührlich.

„Ich kann darauf schwören, gnädiger Herr! Und auch Marie hat mir zugeschworen, daß sie an jenem Abende nicht in der Laube gewesen ist. Damit Sie mein Mädchen nun nicht in ungerechtem Verdachte halten, mußte ich Ihnen dies sagen, trotzdem sie es mir verboten hat. Jetzt bin ich wieder völlig mit ihr ausgesöhnt, und wenn wir Vater Beck erst so weit gebracht haben" — —

„Genug!" sagte Wolfgang ernst. „Wer auch die Gärtnerin gewesen sein mag, die Du in der Laube gesehen hast — ich verbiete Dir, gegen irgend jemand ein Wort darüber zu äußern. Ist Dir Dein Posten und Deine Marie lieb, so schweigst Du!"

„O, ich werde stumm sein wie ein Fisch! gnädiger Herr."

„Dann sei versichert, daß Dir stets meine Gunst bleibt. Wenn ich morgen Abend wiederkomme, wirst Du mir das kleine Thor öffnen."

„Ich verstehe, Sie wollen ohne Geräusch den Park betreten."

„Ja."

„Wann soll ich Sie dort an dem kleinen Gitter erwarten?"

„Sobald es dunkel wird."

Der Legationsrath schwang sich in den Sattel Nach fünf Minuten jagte er auf der Landstraße hin. Valentin schloß das Thor, indem er dachte:

„Jetzt ist mir ein Stein vom Herzen! Der gute Herr weiß, was er von Marien und was er von dem Fräulein zu halten hat. Das wäre schön, wenn er glaubte, mein Mädchen ließe sich ohne Weiteres von ihm küssen. Diesen Wahn mußte ich ihm nehmen. Wie mir scheint, war ihm die Entdeckung nicht unlieb, obgleich er ein wenig erschrak. Die Hofleute wissen schon, wie sie miteinander stehen. Ich soll schweigen, hat er mir befohlen — das würde auch ohne diesen Befehl geschehen sein! Und er wird auch nicht plaudern, denn er hat ja die Geliebte des Fürsten geküßt."

In einer heitern Laune betrat er das Zimmer Vater Beck's wieder.

Aurelie hatte indeß mit Hülfe der Kammerfrau die Nachttoilette begonnen.

„Werden wir den Winter auf dem Lande bleiben?“ fragte die Zofe, mit jener Vertraulichkeit, die ihr der geheimnißvolle Dienst gestattete. „Die Abende werden schon kalt und lang — es ist hier recht unheimlich.“

„Das hängt von Umständen ab,“ antwortete die Maitresse, die sinnend vor sich hinsah.

Die alte Zofe lächelte, während sie die Locken aufrollte. Aurelie sah dieses bedeutsame Lächeln nicht.

„Fräulein!“ sagte die Alte nach einer langen Pause.

„Was ist's?“

„Der Herr Legationsrath wird morgen Abend wiederkommen.“

„Wer sagt das?“ fragte sie emporfahrend, daß der Hand der Zofe die halb aufgerollte Locke entfiel.

„Er selbst hat es mir gesagt, als ich ihm über den Corridor leuchtete.“

„Er selbst?“ fragte Aurelie verwundert.

„Ja, Fräulein. Und dann — —“

„Nun, warum fährst Du nicht fort? Du weißt, ich mag es nicht leiden, daß man einen Satz beginnt und ihn dann nicht vollendet.“

„Ich weiß nicht, ob es Interesse für Sie hat — “

„Gleichviel,“ fuhr sie ungeduldig fort, „ich will Alles wissen.“

„Dann ist es meine Pflicht, daß ich Ihnen nichts verschweige. Aus den Worten des Herrn Legationsraths ging hervor, daß er etwas fürchtete, was ihm sehr unangenehm ist.“

Aurelie lächelte, als sie fragte:

„Was meinst Du wohl, das er fürchtet?“

„Ich mag kaum daran glauben; indeß, ich bin der Ansicht, daß ich mich nicht täusche.“

„Also?“

„Er scheint zu fürchten, daß Sie heimlich und plötzlich abreisen.“

Die Zofe, die immer noch die schwarzen Haare aufrollte, neigte sich ein wenig zur Seite, um den Gesichtsausdruck ihrer Herrin beobachten zu können.

Da sah sie, wie eine leichte Röthe auf den zarten, weißen Wangen erschien.

„Das zündet!“ dachte sie.

Eine Pause trat ein. Dann begann Aurelie plötzlich zu lachen.

„Der gute Herr sieht Gespenster! Und er fürchtet sich wirklich vor ihnen?“

„Sie wissen, Fräulein, daß ich mich in dem, was Ihre Verehrer betrifft, selten täusche. Ich wette, daß der Herr Legationsrath mit schwer verwundetem Herzen von Ihnen geschieden ist.“

„Meine gute Bella, ich habe früher Deine Ansichten von den Männern immer geehrt, Du wirst mir jetzt aber erlauben, daß ich mein Urtheil ändere. Du tratest in Paris in meine Dienste, nachdem Du mit einer deutschen Grafenfamilie Frankreich bereis't hattest.“

„Ganz recht, und weil in Paris die Frau Gräfin starb. Der Herr Graf, ein Geizhals ohne Gleichen, entließ mich, und ich mußte gehen, weil ich den Fall nicht vorgesehen, und bei meinem Dienstantritte das Geld zur Rückreise bedungen hatte. Die deutsche Sängerin erfüllte die französische Hauptstadt mit ihrem Ruhme, ich wandte

mich an die verehrte Landsmännin, sie erbarmte sich meiner, und nahm mich in ihre Dienste."

„Gut, Bella, daß Du Dich dessen erinnerst."

„O, das werde ich niemals vergessen! Ich werde Ihnen mit Leib und Seele dienen, so lange ich athme, und so lange Sie mich behalten."

„Wir kamen nach Frankfurt," fuhr Aurelie fort.

„Und Sie entzückten die Deutschen, wie Sie die Franzosen entzückt hatten."

„Vorzüglich aber einen jungen Mann, der aus lauter Enthusiasmus nach der Oper in mein Zimmer drang. Erinnerst Du Dich noch?"

„Als ob es gestern geschehen wäre. Ich selbst meldete ihn an und führte ihn ein."

„Ganz recht. Und was sagtest Du, nachdem dieser junge Mann zweimal seine Besuche wiederholt hatte? Was antwortetest Du mir, als ich Dich fragte, was Du von ihm hieltest!"

„Ich war der Ansicht, daß er sterblich in Sie verliebt sei —"

„Und daß ich den Versicherungen seiner Liebe und Treue glauben könne. Du riethest mir selbst,

seinen Antrag anzunehmen, ihm auf seine Güter zu folgen und seine Gattin zu werden."

„Das rieth ich Ihnen, Fräulein!" antwortete Bella kleinlaut.

„Ich folgte gern Deinem Rathe, weil ich zugleich dem Wunsche meines Herzens folgte. Wir kamen also hier an, und ich war nichts mehr und nichts weniger als die Geliebte eines Fürsten."

„Leider!" seufzte die alte Zofe. „Dies beweis't aber immer noch nicht, daß ich mich in dem jungen Manne getäuscht habe. Der Fürst liebt Sie mit der vollen Glut seines Herzens. Wenn sein Stand ihm nicht erlaubt — —"

„O, über diesen Punkt war ich seit dem Augenblicke mit mir einig, als ich erfuhr, wer er eigentlich sei. Ich müßte ja wenig Verstand besitzen, wollte ich mehr von ihm fordern, als seine Liebe."

„Und die wird Ihnen auch bleiben."

„Wer weiß!" seufzte die Sängerin.

„Wie, Fräulein, ist etwas geschehen?"

„Bis jetzt noch nicht."

„Aber —?"

„Es kann etwas geschehen, was meine schönste,

meine letzte Hoffnung vernichtet. Karl konnte mich nicht heirathen, aber er konnte mir ungetheilt seine Liebe bewahren. Das durfte ich mindestens von ihm erwarten. In diesem Falle hätte ich das tröstende Bewußtsein gehabt, ihn allein, wenn auch heimlich zu besitzen. So gern ich die Welt zu Zeugen meines Ruhmes habe, so ungern mag ich meine Herzensangelegenheiten vor die Oeffentlichkeit bringen. Wie gesagt, der ausschließliche Besitz seiner Liebe tröstete mich, und ich verzieh ihm gern die erste Täuschung, da ich sie auf Rechnung seiner Liebe brachte. Du weißt, ich habe mich nie darüber ausgesprochen."

„Und das durften Sie auch, Fräulein, denn Durchlaucht hat es bewiesen, daß er Ihnen aufrichtig ergeben ist. Er schuf Ihnen ein Leben wie einer Fürstin, und nichts fehlte, als die öffentliche Anerkennung."

„Nun aber kommt die zweite Täuschung."

„Mein Gott, Sie erschrecken mich!"

„Karl verheirathet sich —"

„Jetzt schon?" rief die Zofe, die in diesem Augenblicke die letzte Locke aufgerollt hatte.

„Jetzt, meine gute Bella, nach kaum fünf Monaten unsers innigen Verhältnisses."

„Das hätte ich nicht gedacht!“

„Und Aurelie, die einst in Frankreich und Deutschland so gefeierte Sängerin, die angebetete Geliebte jenes aufrichtigen Karl, ist nichts weiter, als — eine fürstliche Maitresse.“

Aurelie zog ihr weißes Battisttuch hervor, und trocknete die Thränen, die über ihre weißen Wangen rannen. Bella flüsterte:

„Dann freilich habe ich mich getäuscht!“

Plötzlich erhob sich Aurelie und machte einen Gang durch das Zimmer, als ob sie dadurch den Ausbruch ihrer schmerzlichen Entrüstung unterdrücken wollte.

Die Zofe holte schweigend den weißen Nachtmantel.

„Nun erkläre ich mir die Besorgniß des Legationsraths!“ dachte sie dabei. „Er ist der Freund des Fürsten, und als solcher wird er die saubere Nachricht überbracht haben. Benützen wir die Entrüstung, aus der Abreise darf nichts werden. Gelingt mir dies, so ist mein Zweck so gut wie erreicht. Eine zweite Gelegenheit, mir ein ruhiges, unabhängiges Alter zu sichern, wird mir nicht geboten. Ich habe das unstete Leben herzlich satt.“

„Bella!“

„Fräulein?" fragte die Zofe in einem traurigen, theilnehmenden Tone.

„Die glänzende Umgebung ekelt mich an!"

„Warum?"

„Sie erinnert mich an meine Leichtgläubigkeit, an meine Dummheit, an meine Schande!"

„Ach, es ist recht traurig, mein liebes Fräulein! Man sollte den Männern auch nicht ein Wort mehr glauben, selbst wenn sie Himmel und Hölle zu Zeugen ihrer Aufrichtigkeit anrufen."

Traurig, den weißen Mantel über dem Arme haltend, stand die Zofe vor ihrer Herrin.

Aurelien's hatte sich in der That eine schmerzliche Entrüstung bemächtigt, und was sie so eben gesprochen, war der Ausdruck ihrer Gemüthsstimmung.

„Mein Gott," rief sie plötzlich aus, „wie ist es nur möglich, daß ich noch lange wählen kann? Fehlen mir etwa die Mittel, mein Leben zu fristen? Kann ich noch schwanken zwischen dem Künstlerruhme und einer glänzenden Schmach? Man wiegt meine Kunst mit Golde auf, und hier, hier soll ich bleiben, bis man mir vielleicht auf eine zarte Weise zu verstehen giebt, daß das fürstliche Lustschloß

mein Aufenthalt nicht mehr sei? Bella, Du wirst morgen packen, und übermorgen reisen wir ab!"

„Reisen?"

„Das erfordert meine Ehre!"

Bella kannte den leicht erregbaren, aber auch eben so leicht zu besänftigenden Charakter ihrer Herrin.

„Mein liebes Fräulein," sagte sie theilnehmend, „Sie wissen, daß ich Ihnen mit Leib und Seele ergeben bin."

„Nun ja, das weiß ich!"

„Ich bin älter als Sie, bin nicht direct betheiligt bei der unglückseligen Angelegenheit, und kann folglich mit klaren, ruhigen Blicken die Sache überschauen. Man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, sagt ein altes Sprüchwort, und dieses Sprüchwort hat Recht. Ihre Abreise bedarf erst noch der reiflichen Ueberlegung. Sie haben zu große Opfer gebracht, als daß Sie sich ohne Weiteres zurückziehen könnten."

„Bella, was meinst Du?" rief Aurelie. „Ich zittere, daß ich Dich recht verstehe! Bedenke, daß ich eine Sängerin ersten Ranges bin! Das Gold hat in meinen Augen keinen Werth."

„Ich bedenke Alles, ich vergesse nichts! Es handelt sich hier nur um Ihre Ehre.“

„Und die will ich retten! Bis jetzt ist mein Verhältniß zu den Fürsten ein Geheimniß geblieben —“

„Und wird es immer bleiben. Aber trotzdem ist es ja völlig gleich, ob Sie einige Monate früher oder später wieder auf den Brettern erscheinen.“

„O mein Gott,“ rief die Sängerin schluchzend, „man hat mich schändlich betrogen!“

„Das ist zu bedenken!“ fiel Bella rasch ein.

Aurelien's Erregtheit steigerte sich. Die listige Zofe stellte sich, als ob sie diese Erregtheit theilte. Sie zog eine Fußbank heran, die vor dem Sopha stand, und ließ sich zu den Füßen der Sängerin nieder. Aurelie begann zu weinen, denn sie erinnerte sich, daß der treulose Karl so oft zu ihren Füßen gesessen und von seiner heißen Liebe zu ihr gesprochen hatte. Jetzt erblickte sie die Zofe an demselben Platze, um mit ihr gegen den Geliebten zu berathen. Ihre leicht entzündbare Phantasie rief die letzte Vergangenheit zurück, und Karl, betheuernd, stand vor ihrem innern Auge. Unwillkührlich mußte sie Vergleiche mit der Gegenwart anstellen. Die

Zofe war schlau genug, die eingetretene Pause nicht zu unterbrechen, sie hatte die Sängerin so studiert, daß sie den Ideengang auf dem Gesichte derselben las. Bella hatte in verschiedenen großen Häusern und unter mancherlei Verhältnissen gedient, sie war bald die Vertraute des Mannes, bald die der Frau gewesen, und nicht selten auch hatte sie die Tochter in ihren Liebesabenteuern unterstützt. Bella war eine verschlagene, boshafte, spitzbübische Zofe, ein ausgedientes Factotum, das je nach Umständen und Interesse die entsprechenden Mienen zu erheucheln verstand. Sie befand sich seit einem Jahre in Aurelien's Dienste, aber noch glaubte diese an eine treue, aufrichtige Dienerin. Bei Aurelien's vorherrschender Gutmüthigkeit kann man sich über diese Unkenntniß nicht wundern. Was nun eigentlich die Zofe im Schilde führte, wird der Erfolg lehren. Eine Andeutung von dem, was ihr als Lohn bevorstand, ist bereits gegeben, und damit hatte man ihre theuersten Interessen angeregt.

In Aurelien, der Künstlerin, die sich von keinem Einzelnen abhängig wähnte, hatte das Gefühl gekränkter Ehre und Eitelkeit die Oberhand gewonnen. Die Liebe trat bei den Gedanken zurück:

man hat Dich zu einer Maitresse herabgewürdigt. Und diesen Gedanken wollte die Zofe nicht nur erregen, sie wollte ihn auch festhalten, und dadurch das Gelüste nach einer Wiedervergeltung erzeugen. Sie maß die Sängerin nach dem Maaßstabe, den sie bisher an alle Frauen gelegt, und wie immer, so sollte sie sich auch diesmal nicht täuschen. Der Grund war bereits gelegt, sie durfte nur fortbauen.

„Mein Fräulein," begann sie, als ob sie ein Resultat ihres Nachsinnens gefunden hatte, „Sie müssen die Sache mit derselben Kaltblütigkeit behandeln, wie die, die einst Ihre wärmsten Verehrer waren, und heute, wo es die Umstände erfordern, Ihre hartherzigen Feinde sind. Ja, es sind die Feinde Ihrer Ehre und Ihres Glücks!" fügte sie entrüstet hinzu.

„Mein Gott, Bella, was soll ich thun?" fragt die arme Aurelie, die kein anderes Wesen hatte, mit dem sie berathen konnte, und nie im Leben hatte sie den Drang der Mittheilung mehr empfunden, als eben in dieser Lage, in diesem Augenblicke.

„Darf ich ganz offen reden?"

„Ich bitte Dich darum."

„Ich bin der Ansicht, daß man auf Ihre Abreise rechnet.“

„Das wäre arg!“ hauchte die Sängerin kaum vernehmbar.

„Und dennoch bleibe ich bei dieser Ansicht.“

„Aber nenne mir den Grund — der Legationsrath sprach doch den Wunsch aus —“

„O, ich gehe noch weiter, mein liebes Fräulein!“

„Bella! Bella!“

„Diese Herren, die an Höfen erzogen sind und mit Höfen verkehren, sind schlau wie die Füchse, und den, der die mehrste Schlauheit entwickelt, nennt man einen feinen Diplomaten. Wissen Sie, daß ich in dem Wunsche des Legationsraths eine arge Kränkung erblicke?“

„Wie?“

„Merken Sie auf: man regt dadurch auf eine zarte Weise den Gedanken an die Entfernung an, weil man den unbequemen Fall voraussetzt, daß Sie möglicherweise nicht darauf gekommen wären. Der Legationsrath sagte mir: sollte Ihrer Herrin die Laune ankommen, eine Reise vorzunehmen, so

suchen Sie sie so lange daran zu verhindern, bis Sie mir Kenntniß davon gegeben haben."

„Das sagte er?"

„Ja! Und wissen Sie, wie ich mir diese Worte in die Sprache der Ehrlichkeit übersetze?"

„Nun?"

„Mein Kind, Sie werden mit Ihrer Herrin von der Abreise sprechen, damit sie daran denkt, und da ich weiß, daß sie entrüstet ist, wird sie gerade das Gegentheil von dem thun, was wir als Wunsch ausgesprochen haben, im Grunde des Herzens aber nicht wünschen."

„Aber Bella!"

„Das ist die richtige Uebersetzung, und sie wird jedem einleuchten, der nur ein wenig argloser ist, als Sie sind. Man hat zuviel auf Ihre zarte Ehrlichkeit gebaut. Erst spiegelt man Ihnen ein Paradies der Liebe vor, spricht von ewiger Treue, und dann giebt man Ihnen unter den Fuß: reisen Sie, wir können und dürfen Sie nicht mehr lieben!"

Aurelien starrte das Blut in den Adern.

So hart diese Interpretation war, so wahrscheinlich kam sie ihr vor, wenn sie Karl's raschen Uebergang von der wärmsten Neigung zur Gleich-

gültigkeit bedachte, und sie mußte eine Gleichgültigkeit, selbst eine Herabsetzung darin erblicken, daß er den Legationsrath, und wenn er auch sein vertrauter Freund war, sandte, um ihr die Nachricht von seiner Verheirathung zu überbringen.

„Warum hat er mich nicht selbst darauf vorbereitet?“ fragte sie sich. „Warum bediente er sich eines Dritten, der unser inniges Verhältniß kaum zu schätzen vermag? Fast muß ich Dir Recht geben, Bella!“ flüsterte sie. „Schon in der Sendung des Freundes liegt eine Kränkung. Eine so zarte Angelegenheit durch einen Dritten behandeln zu lassen! Wie mag ich in den Augen des Boten dastehen!“ fügte sie schaudernd hinzu.

„Es fehlte nichts, als daß man Ihnen eine Kabinetsordre geschickt hätte,“ sagte die Zofe. „Sie sehen, wie man die Angelegenheit betrachtet, und so, rathe ich Ihnen, betrachten Sie sie auch. Mit denselben Waffen, mit denen man Sie angreift, vertheidigen Sie sich — Zartgefühl und gekränkte Eitelkeit ist hier nicht am Platze. Aber dabei können Sie immerhin großmüthig sein. Sie vertheidigen Ihre Ehre. Wie würden die Herren lachen, wenn sie eines Morgens das Nest leer fän-

den! Das wäre ihnen eben recht! Nein, Fräulein, Alles hat seine Grenzen — Sie dürfen nicht abreisen, ohne den Herren gezeigt zu haben, wie eine gebildete Dame ihre gekränkte Ehre rächt.“

„Aber was soll ich thun, Bella?“ fragte Aurelie in ihrer Rathlosigkeit.

Und sie war wirklich nach der neuen Auffassung der Dinge rathlos, denn ihr wirbelte der Kopf, und ein bitterer Groll keimte in ihrer Brust empor.

„Mein Fräulein, der Spiegel und das Publicum wird Ihnen längst gesagt haben, daß Sie von der Natur mit allen Reizen bevorzugt sind, deren sich nicht jede Dame zu erfreuen hat, und die, gut angewendet, den Männern zu einer furchtbaren Waffe werden können. Verzeihen Sie meine Offenheit, die fast wie Schmeichelei klingt — aber sie gehört hierher. Diese benützen Sie als Werkzeug Ihrer Rache. Sie werden den Winter in diesem Schlosse bleiben, werden den Fürsten mit der stolzen Artigkeit der Künstlerin empfangen, und ihn den Verlust des Gutes empfinden lassen, das er so leichtsinnig und bösartig verscherzt hat. Der Ehemann wird dann Vergleiche zwischen Ihnen

und seiner Gemahlin anstellen, und daß diese stets zum Nachtheile der Letztern ausfallen, ist eine so ausgemachte Sache, als daß es keinen getreuen Ehemann giebt. Alles, was man nicht besitzt, hat stets einen größern Reiz, als das Eigenthum. Sie spielen also weder die Gekränkte noch die Erzürnte, sondern geben sich als die Freundin des verheiratheten Fürsten. Aber damit sind Sie nicht zufrieden. Der Legationsrath ist ein junger, hübscher Mann, er ist unverheirathet, und — ist in Sie bis über die Ohren verliebt. Es kann Ihnen kein Mißbehagen erregen, wenn Sie seine Huldigungen empfangen. Dadurch stacheln Sie die Eifersucht des Fürsten an, geben dem feinen Boten Hoffnungen, die nicht in Erfüllung gehen, und wenn sie beide glühen vor Liebe und Eifersucht, reisen wir ruhig zu der Bühne, bei der Sie sich in der Zeit eine Anstellung ausgemacht haben. Die Herren werden noch oft an Sie denken, und ihr Verfahren gegen Sie bereuen. Mit dem Legationsrathe können Sie morgen schon den Anfang machen, denn er hat versprochen, wiederzukommen. Wenn er delikat wäre, so würde er ausbleiben — auch er hat eine derbe Züchtigung verdient."

Aurelie saß noch einige Zeit in Gedanken auf dem Sopha, dann erhob sie sich, und ließ sich ankleiden.

„Wie gefällt Ihnen mein Rath, Fräulein?" fragte die Zofe.

„Die Rache wäre furchtbar, aber gerecht!"

„Furchtbar wie die Behandlung, die Sie erleiden."

„Ich werde darüber nachdenken."

„Darf ich Sie morgen wieder erinnern?"

„Ja."

„Und Sie bleiben vor der Hand?"

„Ja!" war die mit Gleichgültigkeit ertheilte Antwort.

„Und wenn der Legationsrath kommt?"

„Darüber erwarte morgenfrüh meine Befehle! Gute Nacht!"

Aurelie verschwand hinter dem Vorhange des Alkovens.

„Gute Nacht, mein Fräulein!" rief die Zofe, die nun eine Nachtlampe anzündete, und sich dann mit der Kerze entfernte.

„Das geht vortrefflich!" flüsterte sie. „Besser, als ich gedacht hätte. Und was kann die arme

Aurelie dabei verlieren? Nichts, sie kann nur gewinnen. Aber auch ich gewinne, und es ist uns Beiden geholfen."

Sie betrat ihr Zimmer und begann einen langen Brief zu schreiben, den sie erst nach Mitternacht vollendete. Sie ging zu Bett. Mit dem Lächeln der Zufriedenheit schlief sie ein.

Kaum graute der Morgen, als Aurelien's Glocke sie weckte.

Nach kurzer Zeit trat sie in das Zimmer ihrer Herrin, die bereits im Sopha saß, und in einem Buche las. Ihre bleichen Züge und trüben Augen verriethen die schlaflos verbrachte Nacht.

„Bella," sagte sie kalt und entschlossen, „es steht fest, wir werden nicht reisen!"

Die Zofe küßte der Herrin die kleinen Hände.

„Ach, vortrefflich, daß Sie sich diesmal nicht von Ihrem weichen Herzen hinreisen lassen!" rief sie erfreut aus.

„Heiße den Legationsrath willkommen, und führe ihn in mein Boudoir."

„Seien Sie ohne Sorge, ich werde meine Rolle schon spielen."

„Und dafür bleibst Du stets in meinen Diensten — ich werde Dir eine gute Herrin sein!“

„Dank, mein liebes, gutes Fräulein!“ rief die alte Zofe, erfreut über den glücklichen Fortgang ihrer Angelegenheiten.

„Beginne meine Toilette!“ befahl Aurelie.

„Schon so früh?“

„Ich will gleich nach dem ersten Frühstück eine Promenade unternehmen — der Morgen verspricht einen guten Tag — mir brennt der Kopf wie in Fieberhitze — die frische Luft wird mir wohlthun.“

„Sie nehmen die Dinge viel zu ernst. Es ist freilich sehr unangenehm, wenn man so arg enttäuscht wird; aber man muß sich in seinem eigenen Interesse darüber hinwegzusetzen wissen.

Bella machte heute sorgfältiger als je die Toilette ihrer Herrin. Den Haarputz der Sängerin würde ein Pariser Coiffeur der Neuzeit nicht künstlicher und geschmackvoller hergestellt haben.

„Welches Kleid befehlen Sie, Fräulein?“

„Ich überlasse die Wahl Dir.“

„Werden Sie für den Abend eine zweite Toilette machen?“

„Wahrscheinlich!“ antwortete Aurelie nicht ohne Bitterkeit.

„Gut, es darf nichts die gewohnte Ordnung unterbrechen. Für den Tag wählen wir eine dunkele, für den Abend eine helle Farbe.“

Die Zofe kleidete ihre Herrin in schwarze Seide. Aurelie war wirklich auffallend blaß; diese Blässe aber gab ihrer Schönheit einen neuen, pikanten Reiz, und Bella zweifelte nicht, daß der Legationsrath in die ihm gelegten Schlingen gehen werde. Die Sängerin nahm das Frühstück ein, das ein Diener um die gewöhnliche Stunde brachte, dann phantasirte sie einige Zeit auf dem Klavier, sang auch die Tonleiter durch, als ob sie den Umfang und die Kraft ihrer Stimme prüfen wollte, und trat endlich ihren Spaziergang an.

Aurelie hatte bisher wirklich den jungen Fürsten geliebt, er war ihre erste einzige Liebe gewesen, die sie ihm selbst da erhalten, als er sich in Berlin auf eine unerklärliche Weise zurückgezogen und die ersten bittern Zweifel in ihr jugendliches Herz geworfen hatte. Dieser Umstand tauchte jetzt lebhaft in ihrer Erinnerung empor, und er mußte wahrlich nicht wenig dazu beitragen, seinen Charakter in ein zwei=

felhaftes Licht zu stellen. Die Gründe, die er bei dem Wiedersehen in Frankfurt dieser Entfernung untergelegt, erschienen ihr in diesem Augenblicke, wo ihre Stellung unzweifelhaft war, als leere Ausflüchte, und sie beklagte bitter ihren Leichtsinn, mit dem sie ihre Carriere unterbrochen hatte. Aurelie betrachtete den Fürsten als ihren Verführer, als den Zerstörer ihres Glücks. Nach den vorangegangenen Ereignissen glaubte sie das Recht zu haben, die erste Stelle in seinem Herzen einzunehmen, und daß der Fürst unvermählt blieb, betrachtete sie nicht nur als ein ihr gebührendes Opfer, sie hielt es auch für den einzigen Trost, für die einzige Entschädigung nach der erlittenen Täuschung. Eine reifliche Ueberlegung in der schlaflos verbrachten Nacht hatte die Ansicht der Liebe geändert, die Geliebte war vor dem gekränkten Weibe zurückgetreten. Den Entschluß zu bleiben hatte aber ein schwerer, für das junge verführte Mädchen furchtbarer Gedanke angeregt, der Gedanke nämlich, den das Bewußtsein geboren: Du bist dem Fürsten mehr als die Geliebte gewesen, Du hast ihm die höchsten Gunstbezeigungen gewährt, die ein Weib dem Manne gewähren kann. Die Folgen dieser leidenschaftlichen

Verirrungen ließen sich noch nicht voraussehen. Aurelie nahm an, daß die kluge Bella dies habe andeuten wollen, als sie zur ruhigen Ueberlegung rieth. Die Zofe hatte an Ansehen bei ihrer Herrin gewonnen und den höchsten Grad ihres Vertrauens sich erworben. Aurelie achtete nicht nur ihre Klugheit, sondern auch ihre Delicatesse.

Als sie um Mittag von ihrem weiten Spaziergange zurückkehrte, stand der Plan völlig fest, der zur Ausführung gebracht werden sollte. Aurelie wollte zur Verstellung ihre Zuflucht nehmen, theils um eine klare Uebersicht der Angelegenheit zu gewinnen, theils um eine kleine Rache zu üben, wenn sie wirklich das Opfer eines neuen schmählichen Betrugs geworden sei. Tief in ihrer Seele aber flüsterte die Liebe die Billigung des Plans, der eine plötzliche Trennung von dem Geliebten verhinderte. Alle Leidenschaften, welche die Brust eines Weibes umschließt, waren entfesselt, und Aurelien's schwankender Charakter erlag stets dem Einflusse der, die durch die Umstände angeregt ihre Seele beherrschte.

Bei dem Mittagsessen mußte sie Bella bedienen.

„Was beginnen Sie nach Tische, Fräulein?“ fragte die Zofe.

„Warum?“

„Ich dachte so eben an einen Spazierritt. Die Zerstreuung in freier Luft ist Ihnen heilsam.“

„Meinst Du? So laß mein Pferd satteln.“

Eine Stunde später führte Valentin die Mirza vor. Aurelie erschien in ihrem Reitcostüme, bestieg das muthige Thier und trabte in den Wald hinaus. Der Gärtner blieb zurück, da er keinen Auftrag hatte zu folgen.

Bella eilte in ihr Zimmer, wo sie dem Briefe noch einige Zeilen hinzufügte, den sie in der verflossenen Nacht geschrieben hatte. Kaum hatte sie das Couvert geschlossen, als eine Wanduhr die dritte Nachmittagsstunde verkündete.

„Es ist die höchste Zeit!“ flüsterte sie lächelnd.

Sie ergriff Hut und Mantel, verließ das Zimmer und das Haus, und eilte in den Garten hinab. Marie trat ihr entgegen.

„Wohin?“ fragte unbefangen das freundliche Mädchen.

„Ich will dem Fräulein nach.“

„Auf diesem Wege? Sie ist ja zu dem kleinen Thore hinausgeritten.“

„Mag sein; sie wird aber hier zurückkommen.“

„Jungfer Bella, ich werde sie begleiten.“

„Giebt es denn jetzt so wenig in dem Parke zu thun?“

„Die Herbstarbeit ist vollbracht.“

„Dann bitte ich Sie um eine Gefälligkeit, mein Kind.“

„Nun?“

„Unternehmen Sie das Aufräumen des Garderobezimmers — ich weiß, Sie befassen sich gern damit. Nächsten Sonntag erhalten Sie die Korallenschnur, die Ihnen so gefällt.“

„Wahrhaftig?“

„Sie haben mein Wort.“

„Gut; wenn Sie zurückkehren, wird Alles besorgt sein!“

Marie sprang wie ein Reh die Stufen der Treppe hinan, und verschwand in dem Hause.

„Man hat seine Noth mit diesen Bauern!“ flüsterte Bella vor sich hin, indem sie den Weg fortsetzte. „Vor dieser Marie muß ich auf meiner Huth sein, sie hat die Augen überall. Himmel,

dort kommt auch Valentin! Das fehlte mir noch!"

„Woher, Freund?" fragte sie freundlich.

„Ich habe die Pforte in der Mauer verschlossen. Vater Beck hat es mir auf die Seele gebunden — —"

„Und ich bin im Begriffe, durch die Pforte den Park zu verlassen. Geben Sie mir den Schlüssel, Valentin."

„Das geht unmöglich! Wie gesagt, Vater Beck — —"

„Vater Beck wird nichts davon erfahren; in spätestens einer Stunde befindet er sich wieder in Ihren Händen."

„Wenn ich mich darauf verlassen könnte —"

„Sie können es, und eben so gut auch darauf, daß ich diesen Abend noch mein Fräulein daran erinnere, bei Durchlaucht Ihnen das Patent eines Hofgärtners zu erwirken, wie sie schon längst versprochen hat."

„Hier ist der Schlüssel, Jungfer Bella! Und wenn meine Hochzeit ist — —"

„So tanzen wir zusammen. Das wird eine Lust werden!"

Bella steckte hastig den Schlüssel zu sich, und wollte fort.

„Jungfer Bella, noch ein Wort," sagte der erfreute Valentin, indem er die Zofe bei dem Mantel zurückhielt.

„Was wollen Sie denn noch?"

„Ich war so eben an der Pforte," sagte der junge Mann mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

„Das weiß ich bereits!" rief die ungeduldige Zofe.

„Da draußen schleicht ein hübscher Mann herum — er scheint aus der Stadt zu sein."

Bella verbarg ihre Ueberraschung.

„Es ist jetzt schon so kalt," sagte Valentin gutmüthig — „der Wind pfeift von den Bergen herüber — Sie können sich erkälten."

„Was wollen Sie damit sagen, Valentin?"

„Nun, ich meine nur — ich suche auch gern ein gemüthliches Plätzchen, wenn ich mit meiner Marie plaudern will!"

„Schalk, Du hast ein scharfes Auge!" sagte lächelnd die Zofe, die von Valentin's Bemerkung und von seiner irrigen Vermuthung Vortheil zu ziehen gedachte. „Kannst Du schweigen?"

„Noch mehr: ich möchte Ihnen gern nützlich sein.“

„Wie?“

„Wenn Sie einmal einen vertrauten Boten gebrauchen —“

„So wende ich mich an Sie.“

„Eine Hand wäscht die andere. Vergessen Sie nicht, Fräulein Bella, daß das Gewächshaus stets geheizt ist — dort kann man sicher und ungestört ein Stündchen verplaudern.“

„Der Vorschlag läßt sich hören, Freund Valentin. Ich sehe, daß Du ein dankbares Herz hast. Wie aber gelangt man von draußen unbemerkt in das Gewächshaus?“

Der Gärtner trat der Zofe näher und flüsterte im vertraulichen Tone:

„Jungfer Bella, wenn Ihr Schatz das nächste Mal wiederkommt, so schicken Sie mich nur zu ihm, ich werde ihm den Weg zeigen, den er einzuschlagen hat, um ohne Hindernisse in das Gewächshaus zu gelangen. Sagen Sie ihm, daß er mir getrost folgen und jedesmal denselben Weg wählen könne, auch wenn er allein ist. Nun wünsche ich viel Vergnügen!“

Valentin lief davon.

„Der Bursche hat mich auf eine köstliche Idee gebracht!“ dachte die Zofe. „Mag der Bote der Oberhofmeisterin für meinen Liebhaber gelten, desto sicherer und bequemer können wir unsere geheime Correspondence unterhalten. Man sieht, daß kein Ding in der Welt unnütz ist, wenn man es nur richtig anzuwenden versteht. Dieser Bauer soll eine wichtige Rolle spielen, ohne daß er es weiß!“

Bella hatte die Pforte in der Mauer erreicht. Sie öffnete die Thür, trat in das Feld hinaus, und schloß sie wieder.

An dem Saume des nächsten Wäldchens ging ein Mann, in einen kurzen Mantel gehüllt, langsam auf und ab. Als er die Zofe erblickte, blieb er wartend stehen. Bella sah sich einen Augenblick um. Es zeigte sich in der ganzen Umgegend keine Person. Sie ging auf einem schmalen, wenig betretenen Fußpfade hin, und erreichte die Spitze der Baumgruppe, wo der Mann sich mit ihr vereinigte. Beide grüßten sich flüchtig und gingen gemeinschaftlich unter den vereinzelt stehenden Bäumen hin, um sich den Blicken der zufällig Vorübergehenden zu entziehen.

„Jungfer Bella?“ fragte leise der Mann, indem er forschend die Zofe betrachtete.

„Dieselbe, die einen Boten erwartet.“

„Einen Boten der Frau Oberhofmeisterin. Bin ich der rechte?“

„Es unterliegt keinem Zweifel. Sie würden weder den Ort der Unterredung noch die Stunde meiner Ankunft gewußt haben, wenn sie der rechte Mann nicht wären. Außerdem wird die gnädige Frau, die Sie so eben nannten, keine unzuverlässige Person senden. Ich sehe, daß ich mit Ihnen unterhandeln kann.“

„Ihre Vorsicht ist lobenswerth und beweis't die Aufrichtigkeit Ihres Diensteifers. Um mich vollständig zu legitimiren, übergebe ich Ihnen diese Börse; sie enthält die ersten Auslagen, die in Ihrem Dienste erwachsen könnten. Prüfen Sie, es müssen zwanzig Stück Ducaten sein, wie verabredet.“

„Ganz recht, mein Herr!“ sagte Bella, indem sie die Börse zu sich steckte.

„Dafür erwarte ich von Ihnen einen Bericht.“

„Dieser Brief enthält Alles, was die Frau

Oberhofmeisterin wissen muß, um ihrerseits Maßregeln zu ergreifen."

Sie gab dem Manne das Papier.

„So wäre unsere Unterredung zu Ende?" fragte er.

„Nein, mein Herr. Sie begreifen, daß die größte Vorsicht nöthig ist."

„Ohne Zweifel."

„Aus diesem Grunde müssen wir den Weg unserer Correspondence vereinfachen."

„Wie kann das geschehen?"

„Meine Entfernung aus dem Bereiche des Parks sowohl als unsere Zusammenkunft hier am offenen Felde könnte bemerkt werden. Außerdem würde der Winter sehr unbequem sein —"

„Ich theile Ihre Ansicht; aber was ist zu thun?"

„Die Sache ist sehr einfach, und wenn Sie sich zu einer kleinen Selbstverleugnung entschließen, wie ich — —"

„Sie sehen mich bereit, meiner Auftraggeberin jedes Opfer zu bringen. Also was habe ich zu thun?"

Bella sah lächelnd den Mann an, der, nach

seinem Aussehen zu urtheilen, wenigstens fünfzig Jahre zählen mußte. Er trug unter dem einfachen Mantel nach damaliger Sitte elegante Kleidung, und auch sein Benehmen verrieth, daß er nicht der Klasse der Bedienten angehörte.

„Die Umstände erfordern es," sagte Bella rasch. „So oft eine Besprechung nöthig ist, müssen Sie den Park betreten."

„Dazu bedarf es eines Vorwandes —"

„Er ist gefunden, mein Herr. Aber ich wiederhole, daß es einer kleinen Selbstverleugnung bedarf, und vielleicht noch mehr."

„Sie machen mich neugierig, mein Kind!"

„Der Gärtner des Schlosses muß in unser Geheimniß gezogen werden."

„Sie wagen viel."

„Ich meine in ein neues Geheimniß, das uns Beide, die Boten der Frau Oberhofmeisterin, betrifft. Der Gärtner Valentin ist ein guter Bursche und mir so ergeben, daß er versprochen hat, unter tiefem Schweigen die Thür zu öffnen" —

„Wem?"

„Meinem Liebhaber!"

Der Mann stutzte, aber er mußte unwillkürlich lächeln.

„Nun, gefalle ich Ihnen nicht?" fragte Bella, die durch das Zögern ein wenig verletzt zu sein schien, denn obgleich nicht mehr jung, war sie doch noch eitel, und vorzüglich diesem alten Herrn gegenüber.

„Ist es unumgänglich nöthig?" fragte er.

„Ich kenne kein anderes Mittel, um Ihnen die Pforte des Parks zu öffnen. Oder setzen Sie Mißtrauen in diesen gut gemeinten und mit Bedacht ersonnenen Vorschlag?"

„Nein, mein Kind!"

„Nun, so kann es Ihnen nicht schwer werden in den Augen des Gärtners für meinen Liebhaber zu gelten. Nur er allein sieht Sie, und er wird es sicherlich nicht Ihrer Frau verrathen, wenn Sie nämlich eine haben."

„Sie werden boshaft, Jungfer Bella!"

„Wie Sie es verdienen. Ich sollte meinen, daß es mehr an mir wäre — —"

„Gut, ich werde mich einstellen!" sagte rasch der Mann. „Also außer dem Gärtner wird kein Mensch erfahren — —"

„Daß Bella, das Kammermädchen der fürst-

lichen Geliebten, einen alten, ehrwürdigen Herrn zum Liebhaber hat. Nun hören Sie mich an: setzen wir jeden Freitag zu einer Unterredung fest. Sie erscheinen um diese Stunde an dem Wäldchen, wo wir uns vorhin getroffen haben, und erwarten den jungen Gärtner, der sich Valentin nennt. Er wird noch — wie heißen Sie, lieber Herr? Oder wie wollen Sie als mein Liebhaber heißen? Wählen Sie einen beliebigen Namen, es kommt nicht darauf an."

„Gut, so will ich Fritz heißen."

Bella mußte ein Lächeln unterdrücken, als sie fortfuhr:

„Valentin wird also nach Herrn Fritz fragen, Sie geben sich zu erkennen, und er führt Sie auf einem geheimen Wege in das Gewächshaus, wo Sie Ihre getreue Bella vorfinden werden."

„Und wenn ich meine getreue Bella außer der Zeit sprechen will?"

„Den Fall habe ich noch nicht in Erwägung gezogen. Uebrigens kränken Sie sich deshalb nicht, er soll uns nicht in Verlegenheit setzen. Sobald wir uns wiedersehen, werde ich Ihnen Anweisung ertheilen. Und Sie werden mir sagen, wie ich ein

Briefchen an die Frau Oberhofmeisterin gelangen lasse, wenn ich ihr nöthige Mittheilungen zu machen habe."

Der Mann überlegte einen Augenblick.

„Das würde ich Ihnen gleich sagen können."

„Lassen Sie hören."

„Wenn der Gärtner Ihrem Liebhaber die Thür öffnet, so wird er sich auch gegen einen angemessenen Lohn der Mühe unterziehen, ihm ein Briefchen zu überbringen."

„Ich sehe, daß Sie Scharfsinn besitzen. Nennen Sie mir die Adresse."

„Fritz, im Dienste des Kammerpräsidenten F."

Bella stutzte, und sah den Boten der Oberhofmeisterin an.

„Schöpfen Sie keinen Verdacht, mein Kind; der Brief wird sicher in die Hände des Adressaten gelangen, wenn er in dem Hause des genannten Herrn abgegeben wird. Haben Sie noch etwas zu erinnern?"

„Nein!"

„Auf Wiedersehen, meine Geliebte!" sagte der Mann lächelnd, reichte ihr die Hand und entfernte sich.

Die Zofe grüßte durch eine Verneigung.

„Ich wette, das war der Präsident selbst!" dachte sie. „Nun, meinetwegen, er wird von meiner Klugheit zu reden wissen!" — Flüchtig eilte sie dem Parke des Schlosses zu.

## Viertes Kapitel.

Wir erblicken Gretchen am frühen Morgen auf der Straße; sie hat sich fest in ihr Mäntelchen gehüllt und eilt dem Hause zu, in welchem Werner wohnt. Um so frühe Stunde hat die Wittwe Engel ihre Thür noch nicht geöffnet, und Gretchen muß klopfen. Die Vorübergehenden sehen verwundert das hübsche Mädchen an, das mit ängstlichen Blicken und zitternd auf Einlaß harrt. Endlich hört die Harrende das Geräusch von Schritten in dem Innern des kleinen Hauses und sie wiederholt ihr Klopfen.

„Gleich!“ ruft die schneidende Stimme der Bewohnerin. „Wer ist denn schon so früh an meiner Thür? Kaum graut der Morgen, und man wird schon von Besuchen bestürmt. Wer auch klopft, er muß noch einen Augenblick warten!“

Gretchen hörte, wie die Thür geöffnet ward und die schlürfenden Tritte sich in der Stube verloren. Gleich darauf ward die Gardine des Fensters zurückgezogen, das sich der Hausthür zunächst befand. Frau Engels Kopf, der mit einer Nachtmütze bedeckt und mit einem weißen Tuche umwunden war, ward sichtbar. Einen Augenblick betrachtete sie das Mädchen, dann zog sie sich mit einer Miene zurück, die auszudrücken schien:

„Diesen Besuch kann man schon in der Nachtmütze empfangen!“

Eine Minute später ward die Thür geöffnet, und Gretchen trat über die Schwelle. Die Wittwe, im tiefsten Morgenneglígée — sie hatte so eben erst das Bett verlassen — sah fragend das junge Mädchen an, von dem sie sicher glaubte, daß es eine Bestellung an sie selbst auszurichten habe.

Gretchen befand sich in einer Verfassung, daß sie kaum mit gepreßter Stimme die Worte stammeln konnte:

„Ich möchte Herrn Werner sprechen!“

Die Verwunderung der Alten läßt sich nicht beschreiben, die sich jetzt in ihrem durchfurchten Ge-

sichte ausdrückte, nachdem sie die Absicht des Mädchens erfahren hatte.

„Wie, jetzt wollen Sie Herrn Werner besuchen?“ fragte sie, wobei sie das Wort „Herrn“ ironisch betonte.

Das arme Gretchen bebte zusammen, als die Alte sie vom Kopfe bis zu den Zehen mit den Blicken maß. Aber wie von einer mächtigen innern Gewalt getrieben, flüsterte sie:

„Ich habe ihm eine Bestellung zu machen, die keinen Aufschub erleidet.“

„Mein Gott, Meister Werner liegt noch im Bette, und schon fliegen ihm die Bestellungen zu! Sie wissen wohl nicht, mein Kind, daß der kleine gebrechliche Mann sehr krank gewesen ist? Meister Werner wird vor einer Stunde nicht aufstehen. Von wem kommt die Bestellung? Was betrifft sie? Rücken Sie nur heraus mit der Sprache, ich werde Alles ausrichten. Es ist so gut, als ob sie ihn selbst gesprochen hätten.“

Werner war seit den letzten Ereignissen für Frau Engel eine geheimnißvolle Person geworden, die ihr ganzes Interesse in Anspruch nahm. Es läßt sich denken, daß sie jede Gelegenheit benutzte,

um die Beziehungen ihres Miethsmanns kennen zu lernen. Und jetzt erschien am frühen Morgen die junge Näherin, die in den vornehmsten Familien arbeitete, und von der man allgemein sagte, daß sie das schönste Mädchen in der Stadt sei. Hier mußte nach ihrer Ansicht wieder etwas vorliegen, was die Mühe lohnte, ein wenig zu forschen. Und wie verwirrt war das Mädchen, das in der That ein reizendes Geschöpf war.

„Ich glaube Ihnen, liebe Frau," stammelte sie verlegen; „aber mein Auftrag ist von der Art, daß ich ihn selbst ausrichten muß."

„Potz Element, ein so blutjunges Mädchen kann doch nicht zu einem Manne an das Bett gehen, selbst wenn er so verwachsen ist, wie Herr Werner!"

„Ich würde später wiederkommen, wenn es mir möglich wäre."

„Was ist denn da zu thun?" murmelte die Alte.

„Wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen und ihm sagen, daß Gretchen da sei und nothwendig mit ihm zu sprechen hätte, so wird er sich gewiß beeilen, mich zu empfangen."

„Er wird sich beeilen!“ sagte die Alte mit einem höhnenden Blicke. „Also Herr Werner kennt das hübsche Gretchen schon?“

Das Sträuben der Wittwe vermehrte die Angst des armen Gretchens. Man sah es ihr an, daß sie wie auf Kohlen stand, und daß sie gewaltsam den Ausbruch ihrer Thränen verhinderte.

„Liebe Frau, Herr Werner wird es Ihnen danken, wenn Sie ihm sagen, daß ich ihn zu sprechen wünsche.“

„Also ist es keine gewöhnliche Geschäftsangelegenheit?“ fragte forschend die Wittwe. „Vielleicht ein Familiengeheimniß?“ fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das listig sein sollte.

„Ja!“ antwortete Gretchen, um die Alte endlich zu bestimmen.

„Das dachte ich mir!“ murmelte die Wittwe vor sich hin. Dann sah sie das Mädchen mit einem forschenden Blicke an, von dem sie wußte, daß es viel in dem Hause der Oberhofmeisterin beschäftigt wurde. „Gut,“ dachte sie, „um zu erfahren, was dahinter steckt, darf ich die Unterredung nicht verhindern, denn sie könnte, da der Tapezierer wieder ausgeht, an einem andern Orte stattfinden.

Vielleicht hat die vornehme Dame etwas gemerkt, und ist nun auf ihrer Huth. Die Sache ist wichtig und für mich von großem Interesse. Mein liebes Kind," sagte sie laut, „wenn es nicht anders sein kann, so treten Sie einen Augenblick in die Stube, ich werde dem Tapezierer sagen, daß Sie ihn zu sprechen verlangen. Geniren Sie sich nicht, treten Sie ein!"

Mit der einen Hand öffnete Frau Engel die Stubenthür, mit der andern verschloß sie die Hausthür und zog rasch den Schlüssel ab, den sie zu sich in die Tasche steckte. Gretchen war diese Vorsicht der Frau nicht entgangen, und sie betrat mit vermehrter Angst das kleine, reinliche Stübchen, in dem ihr eine große weiße Katze knurrend entgegenkam.

„Setzen Sie sich nur, mein Kind!" sagte Frau Engel. „Susi ist ein zahmes, frommes Thier, es thut Ihnen nichts zu Leide. Ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen!" — Sie verließ das Zimmer.

„Mein Gott," dachte Gretchen, „was hat denn das Alles zu bedeuten? Erst sucht es die Alte zu verhindern, daß ich mit Werner spreche, und jetzt, nachdem ich sie in der Vermuthung bestärkt,

ich komme in Familienangelegenheiten, ist sie nicht nur sehr willfährig, sie verschließt auch noch die Hausthür und steckt den Schlüssel zu sich, als ob sie fürchtete, daß ich mich wieder entfernen könnte. Sollte Werner ihr Auftrag gegeben haben, so zu handeln? Sollte er die Wohlthaten vergessen haben, die ihm Wolfgang erzeigt hat? Ach, ich kann mich ihm ja nicht anders nähern als durch den Mann, den er mir als seinen treuen Diener bezeichnet hat. Wie es auch komme, ich muß Alles versuchen!"

Erschöpft ließ sie sich auf einem Stuhle nieder. Eine alte große Wanduhr schlug sieben.

„Noch so früh!" flüsterte Gretchen vor sich hin. „Was mag Werner denken?"

Zehn Minuten waren verflossen, als klaffende Schritte die Treppe herabkamen. Gleich darauf trat die Wittwe ein.

„Mein Miethsmann war schon aufgestanden, als ich zu ihm kam," sagte sie lächelnd. „Er war sehr erfreut, als ich ihm den Besuch ankündigte — wenn Jungfer Gretchen jetzt so gut sein will, und mir folgen."

Beide stiegen nun die Treppe hinan. Auf

dem Vorsaale stand Werner, nachlässig angekleidet, und wartete. Gretchen, die den kleinen Mann seit seiner Krankheit nicht gesehen hatte, erschrak über das todtbleiche, magere Gesicht desselben, und der Name „Todescandidat", den Wolfgang seinem Factotum beigelegt, schien ihr mehr als je gerechtfertigt. Sie überwand ihre Abneigung gegen den kranken, gebrechlichen Menschen, und duldete es, daß er freundlich ihre Hand ergriff, und sie in das Stübchen führte, dessen Thür er hinter sich schloß.

„Verrammelt euch nur," flüsterte die Wittwe, die auf dem Vorsaale zurückblieb; „ich werde schon ein Versteck finden, aus dem ich euere saubern Geheimnisse belauschen kann. Der bucklichte Lazarus ist ein sehr undankbarer Mensch — ich habe ihn wie mein Kind gepflegt und gewartet, und nun führt er ein so geheimnißvolles Leben, daß ich vor Neugierde zerplatzen möchte. Was sage ich — Neugierde? O nein, meine Sicherheit steht dabei auf dem Spiele! Sollte etwas gegen die Oberhofmeisterin im Werke sein, so muß Werner so rasch als möglich mein Haus verlassen. Die Geschichte ist zu delikat, als daß ich sie könnte in meinen vier Pfählen spielen lassen, wie mein Seliger

sagte. Was für Menschen sind nun schon bei diesem verwachsenen, erbärmlichen Tapezierer gewesen, der nicht einmal sein Handwerk ordentlich üben kann, selbst wenn er es verstände. Legationsräthe, Doctoren, Bediente, Mägde, verdächtige Fremde, Officiere und nun gar am frühen Morgen die hübsche Näherin, die den jungen Leuten die Köpfe verrückt! Es ist wahrhaftig zum Verrücktwerden, wenn man dies Alles bedenkt! Und dabei hat es noch den Anschein, als ob er zur Familie der Oberhofmeisterin gehörte. Ich muß wissen, was dahinter steckt, es mag kosten was es wolle."

Die Wittwe stieg eine schmale Leiter hinauf, die durch eine viereckige Oeffnung unter das Dach führte, und hier kauerte sie sich auf dem Boden nieder, um auf der dünnen Decke, die sich über Werner's Zimmer befand, zu lauschen. Sie hatte früher, wenn sie zufällig auf dem Bodenraume beschäftigt gewesen, deutlich jedes Wort verstehen können, das unter ihr in dem leicht gebauten Hause gesprochen worden. Wir werden bald sehen, ob es ihr auch heute gelingen wird.

Gretchen befand sich also in dem Zimmer des Tapezierers. Werner, noch sehr schwach von der

Krankheit, zitterte am ganzen Körper, als er die Hand des Mädchens berührte, das er im tiefsten Grunde seines Herzens liebte. Aber auch Gretchen zitterte, und nur das Mitleid mit dem kranken Manne konnte den Widerwillen einigermassen mildern, daß sie fähig war, mit ihm zu reden, wie sie es sich vorgenommen hatte. Sie mußte in dem großen Lehnstuhle Platz nehmen, der in der Nähe des Fensters stand.

„Jungfer Gretchen,“ sagte er, „Sie besuchen mich? Hätte ich das ahnen können, ich würde Ihnen den Weg erspart haben — aber Sie sind aufgeregt, Ihre Augen sind feucht — die ungewöhnlich frühe Zeit Ihres Besuchs — ist etwas geschehen, das Ihnen Kummer macht? Ach Gott, ich bin so lange krank gewesen -- alle Verhältnisse sind mir fremd geworden. Gretchen, Sie wissen, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine — reden Sie ganz offen!“

Das junge Mädchen brach in Thränen aus. Der Bucklichte ward bei diesem Anblicke so gerührt, daß er mit ihr weinte. Dann aber faßte er sich wieder, und sagte ruhig:

„Ich bin zwar matt und elend; aber es be-

darf ja keiner Körperkraft, um für Sie zu handeln. Schütten Sie ihr Herz aus, Gretchen, und Sie werden mich zu Rath und That bereit finden!"

Gretchen hatte ihre Thränen getrocknet.

„Verzeihen Sie mir, Herr Werner, ich konnte kaum den Morgen erwarten, um Sie zu sprechen. Wolfgang hat Sie stets seinen treuen, ergebenen Freund genannt — —"

„Der bin ich, und werde es so lange bleiben, als er es um Sie verdient."

„Ach, er ist so gut!" weinte Gretchen, und indem sie abermals von Schluchzen unterbrochen ward.

Werner, der die Abneigung des Mädchens gegen sich kannte, begriff, daß etwas Außerordentliches vorgegangen sein mußte, mehr als ein kleiner Liebeszwist. Die Annäherung an seine Person, die Gretchen sonst zu vermeiden suchte, ließ ihn das Aeußerste fürchten. Er kannte ihre leidenschaftliche Liebe zu dem Dichter.

„Jungfer Gretchen," sagte er, sich neben ihr niedersetzend, „was ist's?"

„Ich kann nicht zu ihm gehen, Herr Werner,

das würde sich nicht schicken und ihm vielleicht unlieb sein —"

„Sehen Sie ihn denn so wenig?"

„Er hat in seiner neuen Stellung so viel zu thun, und dann muß er das, was ich weiß, diesen Morgen noch erfahren. Um Mittag ist es vielleicht schon zu spät. Wenn Sie ihm die Mittheilung machen wollten — —"

„Erzählen Sie nur!" rief Werner eifrig. „Der Herr Legationsrath soll jedes Wort erfahren. Doch sprechen Sie leise. Frau Engel schleicht wie eine Katze umher, um zu lauschen."

Gretchen begann:

„Bei der Frau Oberhofmeisterin giebt es so viel zu thun, daß ich oft bis in die späte Nacht arbeiten muß. Gestern Abend, es war schon sieben Uhr vorüber, sitze ich in dem Stübchen, das mir zum Arbeiten angewiesen ist. Es war still im Hause, und ich befand mich ganz allein, da Fräulein Nathalie ein wenig unpäßlich ist. Da hörte ich plötzlich ein Gespräch in dem angrenzenden Zimmer, das durch eine sehr dünne Wand von dem meinigen geschieden ward. Die Oberhofmeisterin sprach zu einem Manne — —"

„Wer war der Mann?“

„Ich erkannte seine Stimme nicht.“

„Haben Sie ihn auch nicht gesehen?“ fragte der Tapezierer eifrig, der Lucas im Sinne hatte.

„Nein.“

„Fahren Sie fort! Ich bitte!“

„Ohne es zu wollen, erfuhr ich nun etwas, das ich kaum für möglich gehalten hätte. Ich hörte den Namen Wolfgang und Legationsrath — da konnte ich nicht gleichgültig bleiben. Leise rückte ich meinen Stuhl an die Wand und lauschte.“

„Ich bin selbst auf dem fürstlichen Lustschlosse gewesen, sagte die Stimme des Mannes.“

„Sie selbst, mein Freund? rief die Oberhofmeisterin.“

„Hier ist der Beweis.“

„Was dies nun für ein Beweis war, konnte ich natürlich nicht erfahren, aber nach einigen Minuten rief die Oberhofmeisterin aus:“

„Wie, der Fürst verheirathet sich?“

„Unmöglich! rief auch die Stimme des Mannes.“

„Hier steht es — der Legationsrath hat im Auftrage seines fürstlichen Freundes der Maitresse

die Nachricht überbracht, und zwar so schonend als möglich.“

„Nun sprach und wunderte man sich noch einige Zeit über die Heirathsgeschichte, erschöpfte sich in Vermuthungen, wer wohl die fürstliche Braut sei, und kam dann wieder auf den Legationsrath zurück.“

„Die Maitresse soll ein reizend schönes Mädchen sein, sagte die Oberhofmeisterin. Der junge Fürst wird sie ohne Zweifel auch dann noch unterhalten, wenn er verheirathet ist. Und darin, daß der Freund sie auf seine Vermählung vorbereiten mußte, liegt eine Zartheit, die auf seine fernern Absichten schließen läßt. Der Legationsrath ist dazu ausersehen, die Geliebte zu trösten, und ihr die Nothwendigkeit der Heirath auseinanderzusetzen. Dies hat er redlich gethan. Aber Fräulein Aurelie, wie sich die Maitresse nennt, fand sich beleidigt, und wollte abreisen.“

„Dann wäre unser Plan zerstört gewesen, sagte der Mann.“

„Dies hat die schlaue Kammerfrau verhindert, die ich durch eine Magd, die früher bei dem Gärtner des Lustschlosses gedient, für mich habe ge-

winnen lassen. Jungfer Bella muß eine durchtriebene, erfahrungsreiche Person sein. Wie sie hier schreibt, hat sie ihre Herrin die Sache anders auffassen gelehrt. Sie betrachtet nun die Heirath des Fürsten als einen Verrath an ihrer Liebe, für den sie sich, ehe sie abreis't, dadurch rächen will, daß sie den Legationsrath in sich verliebt, und seinen Freund, den Fürsten, eifersüchtig macht. Sie sehen, unsere Angelegenheiten stehen so vortrefflich, daß wir es nicht besser wünschen können."

„Wird aber der Legationsrath darauf eingehen? fragte nun der Mann. Der Fürst ist sein Freund und Gönner — aus Dankbarkeit könnte er sich der Schlinge entziehen."

„Diesen Abend, rief triumphirend die gnädige Frau, findet er sich schon wieder in dem Lustschlosse ein — er wird die trostesbedürftige Geliebte trösten. Unsere Correspondentin schreibt, der Legationsrath sei so gut wie gefangen, denn Aurelie würde alle Mienen springen lassen, um ihre Rache durchzuführen."

„Gretchen, Sie haben Recht!" rief der entrüstete Werner. „Das hätte auch ich nicht für möglich gehalten! Ich weiß, die Oberhofmeisterin

Feindin des Herrn Wolfgang; aber ich
ie gedacht, daß sie durch solche boshafte
ihn an der Fortsetzung seiner Carrière zu
sucht. Es ist klar, man will den wackern
stürtzen, weil er manchem ein Dorn im
st! O wie schändlich — die stolze, ehr-
Frau, die so hoch bei Hofe angeschrieben
erbindet sich mit einer Maitresse!"

Nicht wahr," sagte Gretchen bittend, „Sie
es verhindern, daß Wolfgang heute nach
chlosse geht?"

Fürchten sie nichts, mein liebes Gretchen;
Bolfgang wird der Weiberintrigue nicht zum
'allen. Ich bin kein Hofmann, kein Diplo-
aber ich besitze wirksame Mittel gegen die
vürdige Frau Oberhofmeisterin. Gott sei
daß ich nicht mehr krank bin!" fügte er mit
en Blicken hinzu. „Ich kann wieder gehen,
erde mich auf dem Kampfplatze einstellen.
ich aber meinen Plan richtig meditiren kann,
Sie mir Alles, was Sie über diese schur-
Angelegenheit gehört haben."

Die Oberhofmeisterin," fuhr Gretchen fort,
"

„Sie, mein Freund, wollen also den Boten spielen?“

„Es ist der größern Sicherheit wegen, war die Antwort. Giebt uns die Kammerfrau der Maitresse nicht einen schlagenden Beweis, daß man sich auf die Bedienten nicht verlassen kann? Man besticht sie, und sie dienen gegen ihre eigene Herrschaft.“

„Sie haben Recht, Freund! Man sieht doch gleich den schlauen Juristen.“

„Und nun rathen Sie, verehrte Freundin, unter welchem Titel ich von nun an Zutritt in das fürstliche Lustschloß habe, das der Welt hermetisch verschlossen ist?“

„Als der Liebhaber der Kammerfrau vielleicht?“

„Getroffen! Man hält mich für meinen Kammerdiener Fritz.“

„Fast sollte ich eifersüchtig werden! sagte die Oberhofmeisterin, eine Anmerkung, die ich nicht verstehe,“ fügte Gretchen hinzu.

„O, ich glaube sie zu verstehen!“ sagte Werner.

„Wie?“

„Und aus dieser Bemerkung schließe ich auch auf den Mann, der der würdigen Frau in ihrem

Plane behülflich ist. Ah, er muß ja wohl, denn er verdankt ihr seine Stellung — Alles!"

„Dann hörte ich noch," sagte Gretchen, „daß man durch einen Brief ohne Unterschrift den Fürsten benachrichtigen wolle, sobald Wolfgang in den Fesseln der Maitresse schmachte; er solle selbst Zeuge von der Untreue der Geliebten und des Freundes sein. Dann gingen die beiden Personen in den Speisesaal, und ich hörte nichts mehr. Ach Gott, es ist recht traurig!" seufzte Gretchen. „Mit schwerem Herzen ging ich nach Hause. Ich habe die Nacht schlaflos verbracht, denn je mehr ich über das Gehörte nachdachte, je mehr sah ich ein, daß Wolfgang Gefahr drohe. Wie rette ich ihn? fragte ich mich. Wie gebe ich ihm Nachricht? Da dachte ich an Sie, lieber Herr Werner, und ich bin in aller Frühe gekommen, Sie um Beistand zu bitten. Gehen Sie zu ihm, und warnen Sie ihn vor der Schlinge. Noch ist es Zeit, wenn er heute nicht geht — —"

„Gretchen," sagte Werner, der starr zu Boden geblickt und überlegt hatte — „Gretchen, ich weiß, daß Sie keinen geringern Antheil an unserm Freunde

nehmen, als ich — hegen Sie volles Vertrauen zu ihm und mir?"

Eine tiefe Röthe überflammte ihr liebliches Gesicht; sie schlug die Augen zu Boden, als sie verlegen flüsterte:

„Er hat mir ja zugeschworen, daß er mich liebt!"

Werner ergriff sanft ihre Hand. Als sie in dieser Berührung ein wenig zitterte, umspielte ein wehmüthig schmerzliches Lächeln seinen Mund.

„Gretchen," sagte er mit bewegter Stimme, „als ich sah, daß Sie Ihr Glück in dem Umgange mit Wolfgang fanden, da war auch ich glücklich, und ich suchte Ihre Annäherung an den Mann zu befördern, den Sie lieben, und der es verdient, von Ihnen geliebt zu werden. Ich sage dies nicht, um Ihren Dank herauszufordern, ich will Ihnen nur darthun, daß es meine Pflicht ist, Ihre Liebe zu beschützen. Wolfgang hätte Sie vielleicht nie kennen gelernt, wenn ich nicht gewesen wäre. Darum vertrauen Sie mir. Es giebt wohl keinen Menschen in der Welt, der Ihnen ergebener ist, als ich! Folgern Sie keine Untreue Wolfgangs daraus, wenn er das Lustschloß des Fürsten besucht —

es muß geschehen, denn unsere Feinde dürfen nicht ahnen, daß wir um ihren nichtswürdigen Plan wissen. Wir müssen sie sicher machen, damit sie unser Schlag desto gewaltiger trifft. Nur dann haben wir Beweise ihres Frevels in Händen, wenn ihr Plan zu gelingen scheint. Wolfgang ist ein braver Mann, er bleibt Ihnen treu. Die Schlangenkünste der Maitresse scheitern an seinem ehrlichen Sinne, denn er ist keines Verrathes fähig weder an der Geliebten, noch an dem Freunde. Es hieße ihn kränken und herabsetzen, wollte man ihn an eine Pflicht erinnern, die der Ehrenmann aus freiem Antriebe erfüllt. Aber meine Winke werden ihm nicht fehlen — —"

„So meinen Sie, er solle gehen?" fragte Gretchen in einer wahren Todesangst.

„Er ist der Freund des Fürsten! Bedenken Sie das, Gretchen! Was er thut, geschieht in seinem Interesse, das wir beide nicht ermessen können. Ich wiederhole noch einmal: fürchten Sie nichts."

Sie schlug ihre Augen auf und sah dem Tapezierer in das todtbleiche, abgemagerte Gesicht.

„Wann sehen Sie ihn, Herr Werner?"

„Heute noch.“

„Und wer wird mir Nachricht bringen —?“

„Wolfgang selbst.“

„Gott gebe es!“ flüsterte sie in einem Tone, der ihre gewaltsame Fassung verrieth, aber auch den Zweifel, den die Leidenschaft in ihr anregte.

„Gretchen,“ sagte Werner, „ich weiß, Sie lieben ihn; darum darf ich von Ihnen ein Opfer fordern.“

„Was kann ich thun?“

„Sie verschweigen ihm Alles, was Sie wissen, Sie schenken ihm volles Vertrauen, kränken ihn nicht durch unbegründete Eifersucht, und überlassen es mir, ihn zu leiten. Es liegt in meinem Plane, daß er von Ihnen keine Andeutungen erhält. Ich übernehme die Verantwortlichkeit für seine Schritte, und er wird Ihnen später das Vertrauen danken, das Sie in ihn gesetzt haben.“

„O, Sie werden sehen, daß ich ihm vertraue!“

„Wie ich, Gretchen. Wolfgang ist kein gewöhnlicher Mann.“

Sie lächelte unter Thränen über dieses Lob.

„Nun will ich zur Arbeit gehen,“ sagte sie

ruhiger. „Die Frau Oberhofmeisterin erwartet mich um acht Uhr."

Werner begleitete den Besuch die Treppe hinab bis auf die Hausflur. Er fand die Thür, die auf die Straße führte, verschlossen, und auch der Schlüssel fehlte, denn Frau Engel trug ihn in der Tasche. Der Tapezierer rief die Wittwe. Eine Stimme hoch oben vom Boden herab gab Antwort.

„Ich komme schon!"

Und gleich darauf erschien die Alte auf der Treppe, sie eilte herbei, öffnete die Thür und ließ Gretchen hinaustreten, das nach einem flüchtigen Gruße verschwand.

„Frau Engel, warum haben Sie denn am hellen Tage die Thür verschlossen?"

„Warum?" fragte die Wittwe, die sehr zerstreut zu sein schien. „Ich habe keinen Grund — ich habe nur vergessen, diesen Morgen zu öffnen."

Und dabei sah sie verwundert ihren Miethsmann an.

„Frau Engel, ich glaube, Sie sind noch im Schlafe! Wenn Sie diesen Morgen noch nicht geöffnet haben, wie war es möglich, daß das junge Mädchen hereinkommen konnte?"

„Ah, Sie haben Recht; ich steckte den Schlüssel zu mir, weil ich eben auf dem Boden zu thun hatte —“.

„Um mich zu belauschen, nicht wahr?“ sagte Werner ernst und streng.

„Ich habe nichts gehört!“

„Dann ist es wahrlich Ihre Schuld nicht!“

„Mein lieber Freund, wenn Sie auch Morgens sieben Uhr von jungen Mädchen Besuche empfangen — was kümmert's mich? Ich habe in meinem Hause bereits so viel seltsame Personen gesehen, daß ich mich über nichts mehr wundern werde, selbst darüber nicht, wenn die Frau Oberhofmeisterin — —“

In diesem Augenblicke ward die Thür geöffnet. Ein Diener in Livree trat ein, und zog ehrerbietig seinen Hut.

„Herr Werner?“

„Der bin ich. Was bringen Sie?“

„Die Frau Oberhofmeisterin läßt Sie ersuchen, um neun Uhr zu ihr zu kommen, da sie gehört, daß Sie wieder gesund sind, und ausgehen.“

„Ich werde nicht verfehlen, dem Wunsche der geehrten Dame zu genügen.“

Der Diener grüßte und entfernte sich wieder.

„Na, da haben wir's!" rief die Wittwe, die sich vor Erstaunen kaum fassen konnte. „So eben sprachen wir von der Oberhofmeisterin, und da schickt sie schon einen Boten. Arbeiten können Sie doch nicht — —"

„Und nun möchten Sie wohl gern wissen, was die Dame von mir verlangt?" fragte Werner, den die Neugierde der alten Frau ergötzte.

„Fast möchte ich glauben, daß Sie in Ihren Fieberphantasien die Wahrheit gesagt haben. Die stolze Frau würde sonst nicht so viel Umstände machen. Wenn ich bedenke — —"

„Frau Engel," sagte Werner in einem fast drohenden Tone, „daß ich, in kurzer Zeit nicht mehr sein werde, was ich jetzt bin, liegt außer allem Zweifel; hüten Sie sich daher zu plaudern, und hoffen Sie eine Belohnung, wenn Sie schweigen. Mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen."

„Meister Werner, noch ein Wort!"

„Was wollen Sie?"

„Sie wissen, daß ich Sie ehrlich gepflegt habe."

„Ich werde es vergessen, wenn Sie plaudern."

„O, es soll kein Wort über meine Lippen

kommen. Was kümmert mich das, ob unser Fürst sich verheirathet, ob er sich eine Maitresse hält, und den Legationsrath abschickt — —"

„Halt, jetzt weiß ich, was ich wissen wollte!" rief Werner. „Sie haben mich diesen Morgen wieder belauscht!"

„Meister, ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich auf dem Boden zu thun hatte. Beleidigen Sie mich nicht!"

„Gleichviel. Der Hof soll erfahren, daß Sie eine gefährliche Person sind."

„Der Hof? Wollen Sie denn auch Zutritt bei Hofe haben?"

„Zu dem Fürsten selbst, wenn ich will."

„Meister, ich glaube, die Krankheit ist Ihnen in das Gehirn gefahren. Wofür hätten wir denn einen Hoftapezierer? Oder glauben Sie, man wird Sie als Hofrath anstellen? Betrachten Sie sich nur im Spiegel — —"

Die redselige Alte ward durch das Oeffnen der Thür unterbrochen. Ein Reitknecht in stattlicher Livree trat ein.

„Wohnt hier Herr Werner?" fragte er.

Der Tapezierer selbst war erstaunt über das seltsame Zusammentreffen.

„Er steht vor Ihnen.“

„Der Herr Kammerjunker läßt Sie einladen, um zehn Uhr diesen Morgen bei ihm zu erscheinen, er hätte Sie in einer wichtigen Angelegenheit zu befragen.“

„Der Herr Kammerjunker kann auf mich zählen!“

Der Reitknecht grüßte und verließ das Haus. Kaum hatte sich die Thür geschlossen, als die erstaunte Wittwe ausrief:

„Nein, das ist doch zu arg! Wenn ich nicht wüßte, daß ich erst vor einer Stunde das Bett verlassen hätte, ich würde glauben, ich läge noch im Traume. Um Gotteswillen, was haben Sie denn mit dem Kammerjunker zu schaffen?“

„Das ist mein Geheimniß, liebe Frau! Sie sehen doch, daß man mich sucht!“ sagte Werner, der vermuthete, daß ihn der geizige Kammerjunker in der Angelegenheit des Windmüllers Sommer sprechen wollte. „O, ich habe eine ausgedehnte Bekanntschaft. Die Thür des neuen Legationsraths steht mir zu jeder Stunde offen. Nicht

wahr, auf den Körper kommt es nicht an?" fragte Werner höhnend, dessen empfindlichste Seite durch die Anspielung auf seine Gebrechlichkeit getroffen war.

„Mag sein; aber Sie wollen doch ein wenig zu hoch hinaus."

„Erinnern Sie sich, Frau Engel, was ich Ihnen wegen Schweigens und Plauderns gesagt habe."

Nach diesen Worten wollte Werner in sein Zimmer zurückkehren; aber noch hatte er die erste Stufe der Treppe nicht erreicht, als abermals die Thür geöffnet ward, und ein alter Mann in gewöhnlichen Civilkleidern eintrat. Nachdem er gegrüßt, wandte er sich an die Wittwe:

„Nicht wahr, Herr Werner wohnt in diesem Hause?"

„Den Tapezierer meinen Sie doch?"

„Ich suche Herrn Werner, der im Hause der Frau Oberhofmeisterin mitunter beschäftigt ist."

„Dann kommen Sie recht; ich heiße Werner, und wohne hier."

„Sie sind es," sagte lächelnd der Greis, als er die kleine Person angesehen hatte.

„Und was bringen Sie mir?"

„Ein Briefchen von dem Kammerpräsidenten.“

„Gerechter Gott!“ rief die Wittwe, indem sie die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. „Nun steht mir mein Verstand still. Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugehen!“

Der Bote sah die exaltirte Frau starr an.

Auch Werner war einen Augenblick überrascht, denn daß jetzt gerade der Kammerpräsident schickte, derselbe Mann, der seit einiger Zeit sein ganzes Interesse in Anspruch nahm, schien ihm das Werk eines ungewöhnlichen Zufalls zu sein. Er hatte Mühe, seine Fassung zu bewahren. Indem er sich erinnerte, welche Waffen er in Händen hatte, wenn man ihm feindlich entgegentreten sollte, sagte er mit der ihm eigenen Ruhe:

„Geben Sie mir das Briefchen.“

„Hier.“

„Bedarf es sogleich einer Antwort?“

„Der Herr Kammerpräsident erwartet, daß Sie selbst vielleicht die Güte haben — —“

„Gut, ich werde nicht verfehlen.“

„Sie treffen den Herrn Kammerpräsidenten Nachmittags fünf Uhr sicher in seiner Wohnung.

Nennen Sie Ihren Namen, und man wird Sie sofort eintreten lassen."

Der Greis grüßte, sah noch einmal die Wittwe an, die wie Lot's Salzsäule an der Stubenthür stand, und verließ das Haus.

„Meister," stammelte die arme Wittwe, „Sie kommen mir verdächtig vor."

„Warum?"

„Wenn das so fortgeht, schickt auch der Fürst noch."

„Wohl möglich!"

„Um aller Wunden Christi willen, was haben Sie denn mit dem Kammerpräsidenten zu thun? Und dabei will er Sie sofort empfangen, wenn Sie nur Ihren Namen nennen. Wissen Sie, daß ich anfange, mich vor Ihnen zu fürchten?"

„Dazu haben Sie nur in einem gewissen Falle Grund. Jetzt bringen Sie mir das Frühstück, denn ich muß meinen Geschäften nachgehen."

Werner betrat sein Zimmer. Während die Wittwe Feuer anzündete und den Kaffee bereitete, las der kleine Mann folgende Zeilen:

„Sie sind mir von einer Dame, die Ihnen wohl will, dringend empfohlen. Ich fordere Sie

daher auf, sich wo möglich heute noch bei mir einzufinden, damit ich Ihre Fähigkeiten kennen lernen und darnach die Art und Weise bestimmen kann, in der es mir möglich ist, dem Wunsche der Dame gemäß für Ihre Anstellung zu sorgen. Bringen Sie die auf Ihr früheres Leben bezüglichen Papiere mit, die zu einer Anstellung im Staatsdienste erforderlich sind. Es wird mich freuen, wenn ich Ihrer Gönnerin gefällig sein kann."

„Die Unterschrift des Kammerpräsidenten!" murmelte Werner, indem er erstaunt das Papier in der Hand hielt. „Mein Gott, mir schwindelt fast der Kopf! Sollte der Herr Präsident in mir seinen Sohn vermuthen? Sollte die Oberhofmeisterin durch Lucas aufmerksam gemacht sein? Die Anstellung ist eine Schlinge, in der man mich fangen will. Man will aus meinen Papieren wissen, wer ich bin. Und was wird dann mit mir geschehen? Von einem Charakter, wie ihn die Frau Oberhofmeisterin besitzt, ist Alles zu erwarten. Ich muß mich ihr furchtbar zu machen suchen, sonst habe ich keine Ruhe vor ihr. O wüßte ich doch, wo Lucas zu finden wäre. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er seine Gelderpressungen schon vorgenommen,

und daß er bei dieser Gelegenheit mich verrathen hat. Aber zu welchem Zwecke hat er mich aufgesucht? Vielleicht um mich zu warnen? Wie ärgerlich, daß ihn Frau Engel abgewiesen hat! Muth, Werner, Muth, Du wirst den Faden schon finden, der Dich glücklich durch dieses Labyrinth führt. Und bleibt Dir nicht Wolfgang, und durch ihn die Hülfe des Fürsten? Ich beginne den Kampf mit dem Besuche bei — meiner Mutter!"

Ruhig und mit der ihm eigenen Sorgfalt ging Werner an seine Toilette. Er schmückte sich, als ob es Sonntag wäre. Während er vor dem Spiegel stand, schauderte er selbst vor seinem leichenartigen Aussehen.

„Das verdanke ich ihr, der unnatürlichen Mutter!" flüsterte er mit einer gräßlichen Bitterkeit. „Man hat mich verwahrlos't, wie ein Geschöpf behandelt, das nicht das Recht hat, in der menschlichen Gesellschaft zu leben. Und warum, weil die gnädige Frau ihre Ehre erhalten wollte. Der Ehre wegen ward ich als zartes Kind verstoßen — der Ehre wegen ward ich ein krüppelhafter, elender Mensch, auf den man mit Fingern deutet, wenn er über die Straße geht — und der Ehre

wegen will man mir jetzt das Leben nicht gönnen, das ich mir so wenig jammervoll als nur möglich zu machen suche. O, es ist klar, meine Mutter ist meine ärgste Feindin! Doch Vorsicht, weder Haß noch Liebe dürfen mich verrathen!"

Frau Engel trat mit dem Frühstücke ein. Schweigend setzte sie es auf dem Tische nieder, wobei sie den kleinen Bucklichten wie ein unheimliches Wesen mit furchtsamen Blicken betrachtete.

„Frau Engel!"

„Hier bin ich!" sagte die Wittwe, indem sie an der Thür stehen blieb.

„Sie haben mir keine Gefälligkeit erzeigt, daß Sie neulich den Fremden abgewiesen."

„Das thut mir leid — ich habe es gut gemeint."

„Sollte er in meiner Abwesenheit wiederkommen, so suchen Sie ihn zu fesseln. Ich werde zum Mittagsessen zurückkommen."

„Verlassen Sie sich darauf, wenn er nicht gutwillig bleiben will, so schließe ich ihn ein. Ist er einmal in meinem Hause, so sollen Sie ihn auch sprechen."

Es schlug neun Uhr, als Werner sein Früh-

stück beendet hatte. Er ergriff Hut und Stock, und verließ das Haus. Die Wittwe schob die Gardine zurück, und sah ihm durch das Fenster nach.

„Wenn er doch recht bald eine Anstellung bekäme," murmelte sie; „er stirbt mir sonst hier im Hause. Nach dem streckt der Tod schon seine Krallen aus. Wie er schwankt — er kann kaum die schmale Gasse überschreiten. Ein bucklichter Mensch ist doch ein unheimliches Geschöpf! Sollte er wirklich der Sohn der Oberhofmeisterin sein, woran ich bald nicht mehr zweifele, so wird die stolze Mutter ihre Freude an ihm haben."

Frau Engel ging nachdenkend an ihre häuslichen Geschäfte.

## Fünftes Kapitel.

---

Werner hatte bald das ihm wohlbekannte Haus der Oberhofmeisterin erreicht. Als er durch den Garten ging, sah er Nathalien an einem Fenster des ersten Stocks. Sie nickte ihm freundlich einen Gruß zu, und deutete durch Gesten an, daß sie sich freue, ihn wiederzusehen. Werner zog lächelnd seinen Hut.

„Da sitzt noch so ein armes Geschöpf," dachte er, „das der herzlosen Frau zum Opfer fallen soll. Aber sie hat ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht! Beruhige Dich, armes Kind; man wird mich nicht zu Grabe tragen, ohne daß ich mit Deiner Vormünderin Dein Vermögen und Dein Geschick geordnet habe. Die Diebe haben sie bestohlen, um Dich glücklich zu machen!"

Der Tapezierer betrat die Hausflur, wo er eine Magd beschäftigt fand, Möbel und Fenster zu reinigen. Er fragte nach der Herrin vom Hause.

„Sie befindet sich in ihrem Zimmer," antwortete die Magd.

„So melden Sie mich ihr an, mein Kind. Ich werde einstweilen in den kleinen Saal treten."

Werner kannte die Oertlichkeit und ging ohne Weiteres in das genannte Zimmer. Da standen der Sopha und die Stühle, die er aufgepolstert hatte. Mit einem schmerzlichen Lächeln betrachtete er die kostbaren Gardinen, ein wahres Meisterstück von seiner Hand.

„Ich habe um Tagelohn bei meiner Mutter gearbeitet!" flüsterte er. „Vielleicht erhalte ich heute aus Mitleiden neue Aufträge. O, die Frau ist gut, sie will nicht, daß ich verderbe."

Seine Betrachtungen wurden durch einen Bedienten unterbrochen, der ihm anzeigte, daß er eintreten könne. Werner selbst öffnete sich die Thür, und überschritt die Schwelle eines kostbaren Boudoirs.

Die Oberhofmeisterin, in einem eleganten Morgennegligée, saß nachlässig auf einer Otto=

mane und schlürfte Chocolate aus einer silbernen Tasse.

„Guten Morgen, Werner!" rief sie ihm freundlich entgegen.

Werner verbeugte sich.

„Himmel," rief die Dame, „wie sehen Sie aus! Die Krankheit hat Ihnen arg mitgespielt. Man erkennt Sie fast nicht wieder!"

„Verzeihung, gnädige Frau, ein Subject meiner Gestaltung ist leicht wiederzuerkennen, selbst wenn ihm die Krankheit einen andern Kopf aufgesetzt hätte," antwortete der Bucklichte, der eine nicht unbedeutende Dosis Groll und Bitterkeit mitgebracht hatte.

„Armer Mann! Sie treiben wohl selbst Ihren Spott mit dem seltsamen Mißgeschicke, das Sie betroffen hat! Ich beklage Sie! O, so setzen Sie sich doch! Sie zittern vor Schwäche am ganzen Körper. Setzen Sie sich dort auf den Stuhl."

Sie deutete mit der Hand einen Platz an.

Werner war in der That so ermattet, daß er sich ohne Umstände auf dem Stuhle niederließ, der zunächst dem Frühstückstische der Dame stand. Den Stock hatte er im Vorzimmer gelassen, den runden

Sonntagshut mit dem breiten Sammtbande und der großen Stahlschnalle hielt er zwischen seinen spitzen Knien.

„Ich habe mich pünktlich eingestellt, gnädige Frau," begann er.

„Das ist mir Ihretwegen lieb."

Der Tapezierer horchte hoch auf.

„Sollte dieser Besuch mit dem Briefe des Kammerpräsidenten zusammenhängen?" dachte er, während die Oberhofmeisterin aus ihrer Tasse schlürfte. „Ohne Zweifel macht sie nun ihre Einleitungen."

Mit der ihm eigenen Beobachtungsgabe prüfte er das aristokratische Gesicht der Frau, und er glaubte zu bemerken, daß sich eine gewisse Verlegenheit darin aussprach. Werner wappnete sich mit Ruhe, er beschloß vorsichtig zu Werke zu gehen, jede Aeußerung des Verdachtes, den er hegte, zu vermeiden, und genau den Angriffsplan seiner Feindin zu beobachten. Der Gedanke, daß sie seine Mutter sein könne — er wollte darüber erst größere Gewißheit haben — ließ ihn kalt.

„Ahnt sie wirklich, daß ich das Kind bin, dessen sie sich einst entäußerte," dachte er, „so be-

kundet der Empfang, daß die alte noch hartherziger ist als die junge Mutter, denn sie höhnt das arme Geschöpf, das ihr allein seine Mißgestaltung verdankt. Aber keine Miene, kein Blick verräth, was sie von ihrer Stellung zu mir hält."

Die Oberhofmeisterin setzte langsam ihre Tasse nieder.

„Ich hatte Sie eigentlich in der Arbeitsschürze erwartet, Werner," begann sie ruhig und lächelnd; „statt dessen erscheinen Sie geschmückt wie zu einem Hofballe."

„An Arbeiten, gnädige Frau, ist vor der Hand nicht zu denken — vielleicht nie wieder!" fügte er betonend hinzu.

„Wollen Sie das Geschäft aufgeben?"

„Ich habe es bereits aufgegeben, gnädige Frau. Mit todesmatter Hand kann man nicht arbeiten."

„Sie Armer! Das habe ich mir gedacht."

„Was, gnädige Frau?"

„Daß Sie nach der Krankheit gezwungen sein würden, Ihrer Erhaltung wegen ein bequemes, sorgenfreies Leben zu führen."

„Und leider ist es so!"

„Ich habe Sie in den Tagen, die Sie bei

mir arbeiteten, schätzen und Ihre geistigen Fähigkeiten kennen gelernt. Man bedauerte Sie allgemein, als Sie schwer krank darnieder lagen, und auch in einer meiner Abendgesellschaften war die Rede von Ihnen. Sie erfreuen sich eines guten Rufs, Werner, und Alle stimmten nicht nur in Ihrem Lobe, sondern auch in der Ansicht überein, daß man Ihnen wirksam helfen müsse. Ich warf mich zu Ihrer Schützerin auf."

„Sie sind sehr gütig, gnädige Frau."

„Damit ich jedoch einer andern wohlthätigen Hand nicht vorgreife, muß ich Sie fragen, ob Ihnen schon Aussichten eröffnet sind — —"

„Aussichten?"

„Vielleicht daß der Herr Legationsrath —"

Werner glaubte hierin eine Absicht zu erkennen. Er beschloß, die Oberhofmeisterin irre zu leiten, denn gab sie ihren Beglückungsplan auf, oder erschwerte er ihr denselben, so durfte er nicht hoffen, Kenntniß von der wahren Sachlage zu erhalten.

„Der Herr Legationsrath," sagte er mit einem verlegenen Lächeln, „hat mir allerdings Beschäftigung gegeben, das heißt, er hat mich zu seinem Bedienten gemacht, als er noch Dichter war. Ich

reinigte ihm Morgens die Kleider und putzte ihm die Stiefel."

„Himmel, was ist das für eine Beschäftigung für einen Mann, wie Sie sind!" rief in einem Anfluge von Entrüstung die Dame. „Man sagte doch, er interessire sich für Sie?"

„Du lieber Gott, wie man sich für einen gebrechlichen Menschen, der nur wenig nützlich sein kann, zu interessiren pflegt. Ich war damals brodlos, und dankbar muß ich anerkennen, daß Herr Wolfgang mich einer peinlichen Lage entrissen hat. Wohl fühlte ich, daß, er mir nicht geradezu ein Almosen geben wollte, sondern daß ich das Wenige, was ich von ihm empfing, verdienen sollte."

„Das ist lobenswerth, und man sieht, der Herr Legationsrath besitzt Takt."

„So dachte ich auch, und unterzog mich willig der Arbeit eines Stiefelputzers."

„Nun?" fragte die Dame gespannt, als Werner einen Augenblick schwieg, um Athem zu schöpfen."

„Leider," fuhr er in einem bedauernden Tone fort, „hatte ich mich getäuscht. Mein neuer Herr ist jung, lebensfroh und übermüthig, und weil mir

das Mißgeschick einmal eine lächerliche Gestalt verliehen hat, so mußte ich nicht selten zur Zielscheibe seines Witzes und seines Uebermuthes dienen. Ich fügte mich geduldig, um mein Brod nicht zu verlieren; ich ging selbst auf die Scherze ein, die man sich mit mir erlaubte."

„Sie armer Mann!"

„Er nannte mich den Todescandidaten —"

„Himmel, diesen Namen!"

„Weil er meinte, wenn ich Abends von ihm schied, daß ich am nächsten Morgen nicht wiederkehren würde."

„Und das sagte er Ihnen offen in's Gesicht?"

„So offen und ehrlich, wie ich jetzt zu Ihnen spreche."

„Das ist arg!"

„So schien es mir auch — aber was wollte ich thun?"

„Noch einmal, ich beklage Sie, armer Mann!" sagte die Oberhofmeisterin, deren Züge mit jedem Augenblicke lebhafter wurden.

„Zwar wußte ich, daß diese Aeußerung nicht bös gemeint war, aber sie erinnerte mich doch täglich an meinen traurigen Zustand, und erfüllte

mich mit einem unaussprechlichen Lebensüberdrusse."

„Ah, nun erkläre ich mir Manches! Wie mögen Sie bei diesen Tollheiten, die so wenig für Ihren ernsten Charakter und Ihren schwachen Körper passen, gelitten haben."

„Sie sehen es, gnädige Frau! Eine heftige Krankheit warf mich darnieder, die körperliche Strapatzen und eine gedrückte Gemüthsstimmung hervorgebracht."

„Der Arzt zweifelte an Ihrem Leben."

„Ich nicht minder, gnädige Frau, ich hatte mich völlig in mein Schicksal ergeben. Wenn ich mir jetzt zu meiner Genesung Glück wünsche, so geschieht es nur, weil sich die kränkende Ansicht des Herrn Legationsraths, der sich nun einen jungen Bedienten genommnn, als irrig erwiesen hat. Der Todescandidat hat sich noch einmal emporgerafft, und wird sich ferner nicht mehr um die Stelle bewerben, die ihm sein großmüthiger Patron zugedacht."

Die Oberhofmeisterin hatte mit großer Genugthuung zugehört. Dem Tapezierer war dies nicht entgangen, denn er erkannte hieraus die Absicht der

Dame, ihn von Wolfgang völlig loszureißen. Er seufzte wie ein Mehsch, der eine schwere Kränkung zu ertragen hat, und die abzuwenden oder zu rächen er keine Kraft besitzt.

„Das ist schmerzlich!“ meinte die Oberhofmeisterin kopfschüttelnd. „Ich hätte Alles, nur dies nicht von dem Günstlinge des Fürsten erwartet.“

„Gnädige Frau, ich habe im Vertrauen zu Ihnen geredet —“

„Fürchten Sie nichts, Werner; meine Stellung erlaubt mir nicht, über solche unzarten Dinge zu sprechen. Aber warum haben Sie sich mir nicht früher vertrauensvoll genähert?“

„Ich würde es gern gethan haben, wenn sich mir eine Gelegenheit geboten hätte.“

„Erinnern Sie sich des Auftritts, oder vielmehr des lächerlichen Zufalls auf der Sägemühle nicht mehr?“

Werner stellte sich, als ob er es vergessen hätte.

„Der Herr Kammerjunker war in meiner Begleitung —“

„Ah, ganz recht!“ sagte der Tapezierer, gewaltsam ein Lächeln unterdrückend. „Die unverschämte Kuhmagd führte einen Streich aus —

gnädige Frau, mir ist, als ob die Krankheit eine Scheidewand zwischen meine Vergangenheit und Gegenwart gezogen hätte. Was hinter mir liegt, erblicke ich wie durch einen Schleier; desto klarer aber liegt die Zukunft mit ihren Schrecken vor mir. Ich bin schwach und gebrechlich, arbeiten kann ich nicht —"

„Wenigstens nicht mit dem Körper."

„Wie?"

„Verstehen Sie mich noch nicht?"

„Verzeihung, gnädige Frau, ich war krank —"

„Dann muß ich mich deutlicher erklären."

„Ich bitte darum."

„Bekennen Sie offen, Werner, wäre ich die einzige, wenn ich Ihnen eine Versorgung, das heißt eine Ihren geistigen Fähigkeiten entsprechende Stellung vermittele?"

„Gnädige Frau, Sie überschütten mich mit Glück!"

„Tragen Sie Lust, zu dem Legationsrathe zurückzukehren?"

„Nein!"

„Oder haben Sie eine andere Aussicht, wie

ich aus Ihren ersten Worten über die Arbeit schließen muß."

Werner holte den Brief des Kammerpräsidenten hervor und überreichte ihn der Dame. Sie las ihn.

„Wie ungeschickt!" flüsterte sie. „Das ist zu früh. Ein Glück, daß meine Vermuthungen sich bestätigt haben."

Sie gab lächelnd den Brief zurück.

„Vermuthen Sie die Dame, von welcher der Kammerpräsident spricht?" fragte sie.

Werner trat gebückt näher, und küßte ehrerbietig das Kleid der Oberhofmeisterin.

„Sie sehen, daß ich mich nicht geirrt habe."

„Woran soll ich das sehen, lieber Freund?"

„Wenn man zu einer Gönnerin geht, von der das einzige Glück abhängt, so legt man seine besten Kleider an, um ihr zu gefallen."

„Vortrefflich, Werner!"

„Und deshalb sprach ich auch mit so großer Zuversicht von dem Einstellen der Arbeit. Der heutige Tag scheint für mich ein Glückstag zu sein. Kaum hatte ich Ihren Befehl empfangen, so überbrachte man mir auch diesen Brief. Mein schwacher

Kopf hatte sofort den Zusammenhang herausgefunden, und ich beeilte mich, große Toilette zu machen. Gnädige Frau, empfangen Sie meinen tiefgefühltesten Dank für diese Güte!"

Sie streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. Werner ergriff sie, und drückte einen Kuß darauf. Der Gedanke, zum ersten Male die Hand der Frau zu berühren, die ihm das Leben gegeben, erfüllte ihn mit einem unbeschreiblichen Gefühle. Er zitterte, und seine Augen würden feucht.

Der Oberhofmeisterin entging dies nicht.

„Armer Mann!" sagte sie flüsternd. „Ich glaube, mir ein dankbares Gemüth zu verpflichten. Kein andrer als Sie erhält die vacante Stelle. Sie ist mit wenig Arbeit verknüpft, und trägt gerade soviel ein, als Sie zu einem bequemen Leben bedürfen. Wann wollen Sie sich dem Präsidenten vorstellen?"

„Diesen Nachmittag fünf Uhr."

„So nehmen Sie als eine ganz besondere Empfehlung diesen Brief noch mit."

Durch eine Handbewegung lud sie ihn wieder zum Sitzen ein.

Werner leistete ehrerbietig Folge.

Die Oberhofmeisterin setzte sich an einen eleganten Secretär, ergriff die Feder und begann zu schreiben.

„Wenn es sein muß," dachte Werner, „so nehme ich die Stelle an. Vielleicht benutzt man mich in der Intrigue, die man gegen den Legationsrath spielt. Dann bin ich die Mittelsperson zwischen den beiden Partheien, und ich kann Herrn Wolfgang und Gretchen um so nützlicher sein. Aber wehe, wenn ich unumstößliche Beweise erhielte, daß sie meine Mutter und der Kammerpräsident mein Vater wäre!"

Er versank in ein tiefes Nachsinnen.

„Werner!" sagte sanft eine Stimme.

Als er aufsah, stand die Oberhofmeisterin vor ihm.

„Woran dachten Sie?" fragte sie lächelnd.

„Verzeihung, mein Glück ist so groß —"

„Sie verdienen es mein Freund."

„Ich werde mich bestreben —"

„Es ist gut. Hier ist der Brief. Sobald die Sache völlig geordnet ist, erwarte ich Sie —"

„Um Ihnen meinen Dank abzustatten!"

Majestätisch wie eine Königin winkte die Ober-

hofmeisterin mit der Hand. Werner verneigte sich und verließ das Zimmer.

„Ich bin meines Siegs gewiß!“ flüsterte die Oberhofmeisterin. „Dieser Mann fehlte uns noch, um die Procedur zu vereinfachen und zu beschleunigen. Indem wir uns diesen gewandten Kopf gewinnen, entziehen wir ihn dem Legationsrathe. Wird die Angelegenheit geheimnißvoll betrieben, woran sich bei der Schlauheit und Ergebenheit Werner's nicht zweifeln läßt, so wird der Parasit um so leichter in das Garn gehen. Er darf nicht ahnen, daß wir seinen Todescandidaten in unserm Solde haben. Wie trefflich fügt sich Alles! Kehrt der Fürst von seiner Reise zurück, so muß er den Freund und die Geliebte in dem zärtlichsten Verhältnisse von der Welt finden. Der hochgepriesene und beneidete Glücksritter mag sich glücklich schätzen, wenn er bei Nacht und Nebel dahin zurückkehren kann, woher er gekommen. Den einfältigen Kammerjunker werde ich von einer andern Seite angreifen. Und Nathalie — —“

Das junge Mädchen trat in diesem Augenblicke ein.

„Guten Morgen, liebe Tante.“

Sie küßte herablassend die schöne Stirn Nathaliens. Nichts verrieth die Bewegung, die in ihrem Innern vorging.

„Sie ist schön!“ dachte sie, indem sie ihre Nichte lächelnd betrachtete. „Und durch diese Schönheit werde ich den Fürsten beherrschen, sobald er aus den Banden der Sängerin befreit ist.“

„Ich bin gekommen, um Ihnen bei der Toilette behülflich zu sein!“ sagte Nathalie fröhlich.

„Wozu ist meine Kammerfrau da?“

„Betrachten Sie den kleinen Dienst nicht von dieser Seite, liebe Tante. Was Ihnen Nathalie thut, ist eigentlich kein Dienst, es ist eine Freude, die Sie der Nichte machen.“

„Wahrhaftig?“

„Nun, so beginne Dein Meisterstück. Ich werde diesen Abend den Kammerpräsidenten empfangen — —“

„Dann mache ich die große französische Tour, die Ihnen so vortrefflich steht.“

Die Oberhofmeisterin ließ sich vor einem großen Spiegel nieder. Nathalie warf ihr einen schneeweißen Mantel um die Schultern, und begann das bereits ergrauende Haar der Tante zu coiffiren.

Die Arbeit hatte einige Minuten gedauert, als die alte Dame fragte:

„Nathalie, hast Du mir immer noch keine Eröffnung zu machen?“

Das junge Mädchen, von der Tante durch den Spiegel beobachtet, erröthete.

„Du hast gesehen,“ fuhr die Oberhofmeisterin fort, „daß ich Dir alle Deine kleinen Thorheiten verziehen habe, und ich lasse Dir dieselbe Freiheit, die Du früher genossen. Den Plan mit dem Kammerjunker habe ich aus Liebe zu Dir aufgegeben — erweckt dies Alles kein Vertrauen? Du sprichst von einer kindischen Neckerei — nun wohlan, so befriedige meine Neugierde und nenne mir den jungen Mann, der so glücklich war, sich Deine Gunst zu erwerben.“

Nathaliens kleine Hände arbeiteten emsig in den grauen Locken.

„Wollen Sie mir denn nicht erlauben, daß ich mein kleines Geheimniß bewahren darf?“ fragte sie mit erzwungener Freundlichkeit.

„Ist es verrathen, wenn Du es mir mittheilst?“

„Sie wissen, die Sache hat kein Interesse mehr.“

„So sagst Du.“

„Und Sie können mir glauben!“ rief Nathalie eifrig.

„Nur dann, wenn Du mir den Namen nennst.“

„Sie können den armen Mann beklagen, ohne ihn zu kennen. Ich habe mich jetzt mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ich ihn nicht wiedersehe, und daß er sich eine andere wählen wird. Das habe ich aus Liebe zu Ihnen gethan, und wenn ich Sie jetzt bitte — —“

„Einen andern Mann in Vorschlag zu bringen —“

„Aber um des Himmelswillen den Kammerjunker nicht!“

„Nathalie, ich bestehe nicht mehr darauf, obgleich mir die Verbindung mit ihm die liebste wäre, weil es für Deine Vermögensumstände die vortheilhafteste ist.“

„O, mein Gott, ich bin ja reich genug! Das schöne Gut —“

„Ist mit Schulden belastet. Man hat Deinen seligen Vater immer überschätzt.“

„Sie versicherten mich, Tante, daß Sie mich wie Ihr Kind liebten —“

„Ah, dahinaus willst Du! Zugestanden: aber ist es in diesem Falle nicht Deine Pflicht, mir wie Deiner Mutter zu folgen?“

„In allen andern Dingen,“ rief Nathalie; „nur lassen Sie den Kammerjunker aus dem Spiele.“

„Mein Kind, Du lebst nun seit längerer Zeit in der Stadt, aber immer noch bist Du von Vorurtheilen erfüllt, über die manches Landmädchen lächelt, weil sie sich mit der allgemeinen Ansicht unserer Tage nicht mehr vereinbaren lassen. Die Gesellschaft huldigt jetzt andern Prinzipien als vor dreißig Jahren, man ist von eingebildeten Glücksgütern zurückgekommen und hält sich an die reellen. Das Leben ist nun einmal, wie es ist, und gegen den Strom zu schwimmen ist eine Thorheit, die endlich zum Untergange führt.“

„Was begreifen Sie unter reellen Glücksgütern?“ fragte Nathalie, die längst eingesehen, daß die Tante eine neue Taktik in Anwendung brachte.

„Um zu leben bedarf man Mittel, und Ehre, Reichthum und Einfluß sind die einzigen Mittel zum Leben. Wer diese drei Güter nicht besitzt,

existirt, aber er lebt nicht. Mit den genannten Mitteln sind alle Genüsse zu schaffen, die den denkenden, geistreichen Menschen glücklich machen."

„So gönnen Sie dem Herzen keinen Antheil an dem zeitlichen Glücke?"

„Das Herz, mein Kind, muß gebildet werden wie der Verstand, wie überhaupt jedes andere geistige Vermögen, sonst hegt es Wünsche, in deren Erfüllung man ein Glück, aber ein falsches Glück erblickt. Räumte man dem Verstande mehr Herrschaft über das Herz, diesen Sitz der Leidenschaften und Begierden ein, es würde nicht so viel jammervolle Ehen geben, als wir jetzt in der höhern Gesellschaft erblicken. Durch die Geburt gehörst Du der höchsten Sphäre an, und mir liegt die Verpflichtung ob, Dich darin zu erhalten. Ich ging von unrichtigen Grundsätzen aus, als ich Dich mit Strenge zum Glücke führen wollte — Du verkanntest mich, machtest mir grausame Tyrannei zum Vorwurfe und wandtest Dich von mir ab; jetzt gönne ich Dir Zeit, daß Du um Dich blicken und selbst urtheilen kannst. Und somit habe ich mich entschlossen, Dich ein Jahr später bei Hofe einzuführen. Die Nichte der Oberhofmeisterin muß

als eine vollendete Hofdame erscheinen, und dies kann man mit Recht von der Erhalterin der Etikette fordern."

„Und dazu ist nöthig, daß ich den Kammerjunker heirathe?"

„Wenn Du im Stande bist, diesen Entschluß zu fassen, so halte ich Dich für hoffähig. Die Form erfordert es, daß Du einem Cavalier die Hand reichst."

„Ihr Haarputz ist fertig!"

Die Oberhofmeisterin erhob sich. Sie dankte durch ein herablassendes Lächeln für den Dienst. Mit Nathalien's Hülfe vollendete sie nun ihre Toilette.

„Ich sollte eigentlich derartige Dienstleistungen von Dir nicht annehmen," sagte sie; „aber ich benutze gern dieses vertrauliche Zusammensein zu einem lehrreichen Gespräche."

„Und ich werde mich bemühen, Ihre dankbare Schülerin zu sein!" antwortete Nathalie mit einer zierlichen Verbeugung.

„Wahrhaftig?"

„Vielleicht gelingt es mir, Ihre Ansichten zu den meinigen zu machen."

Diese Worte sprach Nathalie in einem Tone, der fast wie aufrichtig klang, und selbst die scharfsehende Tante täuschte. Die stolze Dame glaubte bereits einiges Terrain auf dem zu erobernden Gebiete gewonnen zu haben.

„Ich werde etwas weitergehen!" dachte sie mit großer Genugthuung, als sie das unbefangene Wesen ihrer Nichte beobachtete. „Ich werde ein Saatkörnlein ausstreuen, damit es langsam Wurzel schlägt. Mein Kind," sagte sie laut, „ich bin mit Dir zufrieden, und um Dir einen Beweis meiner wiederkehrenden Neigung und mütterlichen Liebe zu geben, werde ich Dir ein Geheimniß mittheilen, das außer mir bei Hofe niemand kennt. Setze Dich zu mir. Unser Fürst ist verreis't," flüsterte sie geheimnißvoll, als Nathalie neben ihr auf dem Divan saß.

„So habe ich gehört."

„Aber Du kennst den Zweck dieser Reise nicht?"

„Nein!"

„Durchlaucht befindet sich in demselben Falle, in dem Du stehst."

„In dem ich stehe?" fragte verwundert das junge Mädchen. „Wie lassen sich meine einfachen

Verhältnisse mit den eines regierenden Fürster zusammenstellen?"

„Der Fürst folgt dem Gebote seiner Pflicht, seiner Stellung. Die Reise bezweckt nichts anderes, als eine Heirath. Durchlaucht ist ein junger Mann, nicht viel älter als Du — aber er ist von Jugend auf zu seiner hohen Stellung herangebildet, die er nun vollkommen begreift. Sein Verstand überhört die Wünsche des Herzens. In diesem Augenblicke, wo wir von ihm sprechen, befindet er sich bei einer jungen Dame, die er zuvor nie gesehen hat. Er bewirbt sich um ihre Gunst, und führt sie nach kurzer Zeit als Gattin heim, weil man ihm gesagt, seine Stellung als Fürst erfordere diese Verbindung. So genügt er der Form, und es ist Allem genügt. Sein Glück steht fest, denn er ist ein unter allen Umständen gesicherter Fürst, der Schwiegersohn einer hohen Herzogsfamilie."

„Und wenn nun eine andere Dame die Neigung des jungen Mannes hätte?" fragte Nathalie. „Wenn sein Herz geheime Qualen erduldete, während er sich an der Seite der glänzenden Gemahlin zeigte? Ist es da noch ein Glück, ein Fürst zu sein?"

„Mein Kind, man kann dem Herzen auch Genüge leisten, wenn man es zur Genügsamkeit gewöhnt hat. Was hindert den Fürsten, eine innige Freundschaft zu dem Gegenstande seiner Neigung zu hegen? Was er bei der Gattin nicht findet, gewährt ihm die Freundschaft. Das ist ja eben das hohe Glück der Aufklärung, daß sie durch eigene, kluge Anschauung der unabänderlichen Verhältnisse uns die Herrschaft über dieselben sichert."

Nathalie starrte die Tante an. Sie zitterte, den Sinn dieser Worte zu verstehen und zugleich die Ansicht, welche die Oberhofmeisterin, die Erhalterin der Hofetikette, von der Ehe hegte.

„Mein Gott, Tante, Sie betrachten die Ehe nur als eine Förmlichkeit?"

„Als nichts weiter."

„Dann braucht sie gar nicht stattzufinden."

„Kleine Thörin! Denke über dieses Gespräch nach. Die Gattin des Kammerjunkers wird mehr Freiheit genießen, als Fräulein Nathalie. Eine kluge Frau benützt die Autorität ihres Mannes für ihren eigenen Einfluß. Ueberlege, mein Kind; später nehmen wir die Verhandlung dieses Thema's wieder auf. Denke dabei an den Fürsten."

Ein Diener trat ein.

„Was giebt's?"

„Der Herr Legationsrath ist so eben angekommen."

Die Oberhofmeisterin durchzuckte ein leichter Schrecken.

„Man führe ihn in den kleinen Saal — ich werde sogleich erscheinen. Und Du, mein Kind, beschäftige Dich mit der Näherin," wandte sie sich zu ihrer Nichte, als der Diener sich entfernt hatte. „Der Günstling des Fürsten kommt zu mir — Du siehst, daß man meinen Einfluß kennt und sucht. Bei Tische sehen wir uns wieder!"

Sie küßte die Stirn des jungen Mädchens und verließ rauschend das Zimmer, um den Legationsrath, dessen Ankunft sie überrascht hatte, zu empfangen.

Nathalie ging in das Zimmer, in dem Gretchen arbeitete. Das arme Mädchen glaubte eine Zerstreuung in der Unterhaltung mit ihr zu finden; aber auch Gretchen war diesen Morgen einsilbig und betrübt.

## Sechstes Kapitel.

Werner war indessen vor dem stattlichen Hause des Kammerjunkers angekommen. Ungeachtet seiner körperlichen Schwäche wollte er die für diesen Morgen festgesetzten Besuche abmachen, und der Kammerjunker, den er für einen Vertrauten oder wenigstens doch für ein dienstwilliges Werkzeug der Oberhofmeisterin hielt, war ihm eine wohl zu beachtende Person. Zugleich auch trieb ihn die Neugierde zu erfahren, was der bornirte Junker mit ihm zu verhandeln habe. Derselbe Diener, der ihm die Einladung überbracht, öffnete die Thür.

„Herr Werner?" fragte der betreßte Diener, indem er lächelnd auf den kleinen bucklichten Mann hinabsah.

„Ja!"

„Mein gnädiger Herr hat schon zweimal nach Ihnen gefragt."

„Hat er? Gut, so melden Sie, daß ich da bin. Habe ich eine Treppe zu ersteigen?" fragte Werner, der fast außer Athem war.

„Nein; treten Sie in dieses Vorzimmer."

Werner befand sich in einem mit Luxus eingerichteten Gemache. Erschöpft wie er war, ließ er sich auf einem der mit Sammt beschlagenen Lehnsessel nieder. Der Tapezierer erkannte sofort die gediegene Arbeit und die werthvollen Stoffe der Möbel.

„Diesen prachtvollen Raum nannte der Domestik ein Vorzimmer!" flüsterte er, indem er sich umsah. „Hier wartet man also, bis es dem gnädigen Herrn gefällig ist, seinen Empfangsaal zu öffnen. Das ist wirklich ein fürstlicher Luxus. Dieser Geck, der der Welt nicht mehr nützt, als der Sperling auf dem Dache, der kaum die Luft verdient, die er athmet, führt ein Leben wie im Paradiese. Und dabei gönnt er der armen Familie des Windmüllers die nackten Wände nicht, welche den in Lumpen gehüllten Menschen Schutz gewähren. Welch ein schneidender Contrast! Wenn ich in der

Lage des reichen Kammerjunkers wäre, ich würde jene armen Leute ernähren und kleiden, denn dazu gehört nur ein kleiner Theil von dem Ueberflusse, den das blinde Glück diesem Wichte ertheilt hat. Bei Gott, es gehört mehr als eine grenzenlose Niederträchtigkeit dazu, eine kranke Mutter mit fünf hülflosen Kindern auf das freie Feld werfen zu lassen. Mich, den armen Mann, würde ein großer Gewinn nicht dazu bewegen können, und den reichen Junker treibt eine kleine Summe, das Elend einer ganzen Familie vollständig zu machen. Giebt es denn keine Gerechtigkeit mehr im Himmel? Kann das Auge Gottes, von dem man sagt, daß es über alle Menschen wacht, einen solchen Frevel ruhig mit ansehen? So sind die vornehmen Leute! Die Frau Oberhofmeisterin verstößt ihr Kind, um den Schein der Tugend und Wohlanständigkeit zu wahren, und der Herr Kammerjunker mißhandelt von seinem behaglichen Lager aus eine arme Mutter, die mit Leib und Seele an ihren Kindern hängt. Muth, armes Weib, Muth! Du hast mir die wichtigen Papiere gegeben, hast mir ein Licht über meine dunkele Vergangenheit angezündet — ich, der gebrechliche Mann, der Todescandidat, werde

dankbar für Deine Zukunft zu sorgen suchen. Es muß dennoch eine Vorsehung geben, denn die wunderbare Fügung aller dieser Dinge kann kein Zufall sein. Fast möchte ich glauben, die Vorsehung hat mich zu ihrem Werkzeuge auserkoren. Diese Gewalt, die nur gläubige und bedrängte Seelen anerkennen, wenn sie nämlich aus ihrer Bedrängniß gerissen sind, diese Gewalt hat sich ein unscheinbares Wesen ausersehen. Ueber meinen Körper lacht man — vor meinem Geiste soll man zittern. Das ist auch eine Laune des Schicksals!"

Der Diener trat ein und kündigte an, daß der gnädige Herr den Tapezierer Werner erwarte.

„Den Tapezierer Werner!" murmelte der kleine Mann lächelnd vor sich hin, indem er sich erhob. „In diesen Worten liegt eine Andeutung, die ich nicht mißverstehen kann."

Der Domestik öffnete eine Flügelthür, und Werner trat in ein prachtvolles Gemach. Der Kammerjunker lag nachlässig ausgestreckt auf einem Sopha. Sein Kopf war von einer wohlpomadisirten Perrücke bedeckt, die einen starken Wohlgeruch verbreitete. Die dürre Gestalt hüllte ein seidener Schlafrock ein, aus dem die Krause des feinen Hem-

des hervorsah und nachlässig den langen, magern Hals umgab. Die langen Füße schmückten rothe mit Pelz verbrämte Saffianstiefeln, deren lange Spitzen einen Schnabel bildeten. Hätte der Junker einen Turban getragen, man würde ihn für einen Türken gehalten haben, den die Freuden des Harems zur Mumie eingeschrumpft.

„Die glückliche Nathalie!" dachte Werner, indem er sich verneigte. „Das ist wahrlich ein auserwählter Mann für ein junges, lebensfrohes Mädchen."

Der Kammerjunker stützte den Elbogen auf den Polster des Sopha's, legte sein würdiges Haupt in die mit blitzenden Ringen geschmückte Hand, und sah den kleinen bucklichten Mann höhnisch lächelnd an. Werner legte beide Hände auf den Metallknopf seines Rohrstocks und wartete ruhig, als ob er das ihn höhnende Lächeln nicht bemerkte, der Anrede. Unwillkührlich fragte er sich, ob dieser Mann wohl zu beneiden sei?

„Wäre er klug, so würde er nicht lächeln," dachte er, „denn dieses Lächeln zeigt deutlich seine falschen Zähne. Fahre nur fort, Freund, sei eitel,

sei boshaft, höhnend oder zornig, dadurch lerne ich alle Deine Schwächen kennen."

„Ich habe Sie rufen lassen, Werner!" begann nach einer Pause der Junker.

„Das ist mir bekannt, gnädiger Herr; wüßte ich es nicht, so wäre ich nicht gekommen."

„Man muß die Leute an ihre Pflicht erinnern."

„Herr Kammerjunker, ich habe so wenig Pflichten in meiner einsamen Stellung zu erfüllen, daß ich mich ihrer auch ohne Notizbuch erinnere."

„Ah, mein Freund, dann müssen Sie ein böswilliger Schuldner sein!"

Werner legte die flache Hand an die Stirn und sann einen Augenblick nach.

„Schulden!" sagte er ruhig. „Soviel ich weiß, habe ich keine Schulden. Doch ja, da fällt mir ein, daß ich ein Versprechen zu erfüllen habe, und solche Dinge sind auch Schulden, die ein ehrlicher Mann abtragen muß. Ich war nämlich vor meiner Krankheit — —"

„Bleiben wir bei der Sache!" rief der Junker.

„Gut, ich höre!"

„Nach einem amtlichen Protokolle, das mir zugesandt wurde, haben Sie die Bürgschaft für

einen gewissen Sommer, der schon lange mein böswilliger Schuldner ist, übernommen. Um das Bettelvolk nicht auf die Straße werfen zu lassen, habe ich Ihre Bürgschaft acceptirt, obgleich ich Ihre Zahlungsfähigkeit nicht kenne. Sie sehen, daß ich auf Unkosten meiner Sicherheit einen Act der Pietät übe. Wenn Herr Werner, dachte ich mir, nicht über die schuldige Summe verfügen könnte, so würde er die Bürgschaft nicht übernommen haben, denn daß er zahlen muß wird ihm klar sein, da er den Windmüller kennt, von dem weder in Güte noch durch Gewalt ein Heller zu erlangen ist. So zahlen Sie denn, und das Gesindel mag in der Baracke wohnen bleiben."

Werner wiegte seinen eckigen Kopf, indem er murmelte:

„Hm, Hm! So wollen Sie mich in Anspruch nehmen?"

„Ich glaube, meine Billigkeit liegt klar am Tage. Weigern Sie sich, so muß ich natürlich gegen den ersten Schuldner verfahren."

„Das heißt, Sie werfen eine kranke Mutter mit fünf kleinen Kindern auf die Straße?"

„Was bleibt mir, wenn ich zu meinem Gelde

kommen will? Uebrigens hängt es ja von Ihnen ab, den Leuten das Obdach zu erhalten. Bedenken Sie, der Winter ist vor der Thür —"

„Allerdings, der Winter ist vor der Thür — hat der Herr Kammerjunker das nicht bedacht?"

„O gewiß, ich hätte sonst Ihre Bürgschaft nicht angenommen."

„Sie wirken mittelbar für die arme Familie — sollten Sie nicht geneigt sein, unmittelbar der Wohlthäter derselben zu werden?"

„Das heißt, ich soll weder von Ihnen noch von Sommer Zahlung fordern?"

„Ja!"

Der Kammerjunker brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Das wäre nicht übel!" rief er. „Was kümmert mich der Windmüller? Ich kenne den Menschen kaum."

„Sie kennen ihn nicht," sagte Werner ruhig; „aber Sie wissen, daß Weib und Kinder im größten Elende schmachten, und daß Ihr Wille sie dem völligen Verderben preisgeben kann."

„Ich weiß nichts und will nichts wissen, mein lieber Mann!"

„Das ist schlimm!“ seufzte der Tapezierer, ohne seine Ruhe zu verlieren. „In diesem Falle bin ich gezwungen, statt Ihrer die christliche Pflicht der Wohlthätigkeit zu üben.“

„Zahlen Sie, ich quittire, und die Sache ist abgemacht. Sie sind dann der Hypothekgläubiger des Windmüllers.“

Der Bucklichte legte sein spitzes Kinn auf die Hände, die flach auf dem Knopfe des großen Rohrstocks ruhten. Dabei sah er überlegend starr zu Boden.

„Gnädiger Herr,“ begann er nach einer Pause, „ich bin ein armer Tapezierer, der durch seiner Hände Arbeit das tägliche Brod erwirbt. Ich bin lange krank gewesen, habe viel gebraucht und nichts verdient — gedulden Sie sich noch ein Jahr, und ich bringe Ihnen das Geld.“

„Ein Jahr?“ rief entrüstet der Junker.

„Ich stelle Ihnen einen Wechsel aus. Sie werden mit dem Windmüller in durchaus keine Berührung mehr kommen.“

Der Kammerjunker richtete sich hoch empor und sah lächelnd nach dem Bucklichten hinüber.

„Mein Freund, wem soll ich in einem Jahre den Wechsel vorzeigen?"

„Mir, dem Aussteller!"

„Betrachten Sie sich gefälligst im Spiegel, guter Freund, und sagen Sie mir, ob man von einem so gebrechlichen Hause noch Zahlung erwarten darf? Da ist mir ja die Baracke des Windmüllers eine sicherere Hypothek. Bei meiner Ehre, Sie sind ein guter Speculant! Wie würden die Leute lachen, wenn ich am Verfalltage mein Papier auf den Gottesacker schicken müßte!"

Diese Unverschämtheit des frechen Junkers trieb dem armen Werner das Blut nach dem Kopfe. Alle seine Pulse begannen heftig zu klopfen, und einer jener starken Hustenanfälle trat ein, die ihn auf Minuten der Sprache beraubten. Er schlich zu einem in der Nähe stehenden Sessel, sank darauf nieder und überließ sich den Angriffen des schrecklichen Uebels. Der Kammerjunker trat rasch zum Fenster und sah in die Straße hinaus, als ob ihm der Anblick des Leidenden Ekel erregte. Ungeduldig trommelte er mit seinen langen, dürren Fingern an der Glasscheibe. Dem keuchenden Werner entging keine der Bewegungen des würdigen

Mannes. Als der Anfall vorüber war, trocknete er den Schweiß von der Stirn, erhob sich und nahm ruhig seine erste Stellung wieder ein.

„Verzeihung, gnädiger Herr," sagte er mit schwacher Stimme, „die gewaltige Natur fordert einen Zoll, den ich nicht verweigern darf. Jetzt ist es vorüber, und ich werde ohne Unterbrechung unterhandeln können."

Der Kammerjunker trat von dem Fenster zurück und sagte wie ein Mensch, der in tiefster Seele gekränkt worden ist:

„Unsere Unterhandlungen sind zu Ende, wenn Sie nicht binnen vierundzwanzig Stunden Zahlung leisten. Bis dahin warte ich, dann gebe ich Befehl, meine Rechte an den Windmüller gelten zu machen. Gehen Sie mit Gott, lieber Mann, ehe Ihr Grabeshusten wiederkehrt, der mein ganzes Nervensystem erschüttert hat. Adieu!"

Werner blieb ruhig stehen.

„Was wollen Sie denn noch?" fragte barsch der Junker.

„Unterhandeln, gnädiger Herr."

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich Ihren Wechsel nicht annehme."

„Gut, so sehe ich ab von dem Wechsel.“

Das Gesicht des geizigen Junkers ward wieder freundlicher, und er ließ sich herbei, dem kleinen Manne näher zu treten.

„Das hat gewirkt!“ dachte er.

„Der Mensch ist zu dumm und zu schlecht,“ dachte Werner, „als daß ich es verschmähen sollte, ein Mittel anzuwenden, das jeder Andere verlachen würde. Ich hoffe, es soll mir gute Dienste leisten. Gnädiger Herr,“ begann er laut, „ich sagte Ihnen, daß ich ein Versprechen zu erfüllen hätte — “

„Ganz recht.“

„Ich komme darauf zurück.“

„Sie haben dem Windmüller Hülfe zugesagt?“

„Ja.“

„Nun, so helfen Sie doch!“

„Wird geschehen, sobald ich einen andern Act der Wohlthätigkeit vollzogen habe. Ich will nun einmal den kurzen Rest meines Lebens, den Sie so gnädig waren mir vorauszubestimmen, zu gottgefälligen Werken verwenden, um vor dem ewigen Richter nicht mit Schanden zu bestehen. Ich habe nämlich einem unglücklichen Landmädchen versprochen, den Mann, der sie durch List und Ge-

walt verführte, zur Erfüllung seiner Vaterpflichten anzuhalten. Er scheint ein böser Schuldner zu sein, den man erinnern muß."

„Mein lieber Mann," rief der Junker, „Sie kommen wieder von der Sache ab! Was kümmert mich, den hochfürstlichen Kammerjunker, Ihr verführtes Landmädchen?"

„Verzeihung, lieber gnädiger Herr," sagte Werner mit einem devoten Lächeln, „ich halte mich nicht nur streng an die Sache; Sie werden auch gleich sehen, daß das Landmädchen in einiger Beziehung zu Ihnen steht."

„Wie? Wie ist das möglich?" rief hochmüthig der Junker. „Ich glaube, mein Bester, Sie wollen witzig werden!"

„Um zu witzeln, ist die Sache viel zu ernst, wenn ich auch anmaßend genug sein sollte den Respekt zu vergessen, den ich einem Hofcavalier schuldig bin. Auf der Sägemühle, die uns beiden wohl bekannt ist, diente im verflossenen Sommer eine schmucke Magd — sie erregte durch ihre üppigen Körperformen die Aufmerksamkeit aller jungen Leute, die sie sahen. Die hübsche Hanne war mit einem braven jungen Manne versprochen, der sie herzlich

liebte und diesen Winter sich zur Frau nehmen wollte. Da kam aber eines Tags — ich glaube es war im Juli — ein schöner eleganter Hofcavalier, er sah die üppige Magd in dem Kuhstalle, er entbrannte in heftiger Liebe zu ihr, und es gelang ihm, das arme Kind durch List und Gewalt zu verführen. Jetzt fühlt sich Hanne Mutter, und der Bräutigam fühlt sich bewogen, die ungetreue Braut zu verstoßen. Arm und verlassen sieht sie dem fürchterlichen Augenblicke entgegen, der ihre Schande völlig an das Licht bringen muß. In dieser Noth habe ich mich ihrer erbarmt. Hanne, sagte ich ihr, der Herr Kammerjunker ist ein großmüthiger Mann, er wird die Freude, die Du ihm durch Deine Umarmungen gewährt, ohne allen Zweifel so vergelten, daß Du mit Deinem Kinde nicht in Noth geräthst. Aber die Schande, die Schande! rief sie verzweiflungsvoll. Wer nimmt die Schande von mir? — Die Schande, antwortete ich tröstend, wird durch die Ehre reichlich aufgewogen, von dem Kammerjunker einer innigen Liebe gewürdigt zu sein."

Die Ueberraschung des langen Kammerjunkers läßt sich nicht beschreiben. Wie eine Bildsäule stand er einen Augenblick da. Dann rief er:

„Das wagen Sie, mir zu sagen?"

„Ich hielt es für meine Pflicht —"

„Sie sind ein Schurke! Ha, jetzt erst begreife ich die Bedeutung jener Mystification!"

„Gnädiger Herr, Sie lassen sich von einer Aufwallung fortreißen —"

„Ich werde einen Betrüger durch meine Leute auf die Straße werfen lassen! Es ist unerhört, wieweit der Pöbel seine Frechheit treibt! Gehen Sie, und wagen Sie es nicht, mir je wieder unter die Augen zu treten!"

Werner blieb ruhig, und machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Was vermag ein kranker, gebrechlicher Mensch gegen die derben Fäuste Ihrer Bedienten?" antwortete er mit einem bitterschmerzlichen Lächeln. „Ich werde die Frau Oberhofmeisterin und Fräulein Nathalie vorbereiten, vor Gericht ein Zeugniß abzulegen. Es wird den hohen Damen sehr unangenehm sein — aber die arme Hanne — —"

„Mensch, sind Sie verrückt?" rief der Kammerjunker, der bei dieser Drohung erbleichte.

„Fräulein Nathalie ist eben so gutherzig als reizend, sie wird es gewiß nicht verschmähen, zu

Gunsten eines unglücklichen Mädchens die Wahrheit auszusagen. Dem Himmel sei Dank, daß wir uns der Regierung eines weisen und gerechten Fürsten erfreuen, der nicht duldet, daß der geringste seiner Unterthanen beeinträchtigt werde."

An der Thür verbeugte sich Werner noch einmal. Indem er den Drücker ergriff, um zu öffnen, rief der Kammerjunker lallend:

„Einen Augenblick, Werner!"

„Ich bin so erschöpft, gnädiger Herr, daß ich bitten muß, mich zu entlassen. Mein Grabeshusten könnte wiederkehren und Ihr Nervensystem erschüttern."

Und in der That begann der Bucklichte so stark zu husten, daß er wieder auf einen Sessel niedersank, Hut und Stock zu Boden fallen ließ, und beide Hände heftig auf die spitze Brust preßte. Diesmal ward der Kammerjunker nicht davon erschüttert; er gedachte der Folgen, die Werner's Drohung, wenn er sie in Ausführung brachte, für ihn haben könnte.

„Der junge Fürst," flüsterte er leise vor sich hin, „wird die Sache nicht unerörtert lassen, und schon eine Untersuchung allein muß mich compro-

mittiren und lächerlich machen. Die beiden Damen können nicht anders als gegen mich zeugen, wenn man von ihnen einen Eid fordert, denn die Situation war von der Art, daß man mich für schuldig halten muß. Wie kann ich unter solchen Verhältnissen mich gegen eine Kuhmagd vertheidigen? Der ganze Handel, den ich der Vergessenheit überliefern muß, läuft auf eine Gelderpressung hinaus. Ich muß mich dieses gefährlichen Menschen so billig als möglich versichern. Spielen wir den Klugen, ehe es zu spät wird."

Der Bucklichte saß immer noch keuchend auf dem Stuhle. Als er sich erholt hatte, wollte er aufstehen.

„Bleiben Sie sitzen, Werner!" sagte der Kammerjunker mit erzwungener Milde.

„Es ist meine Pflicht, gnädiger Herr! Ich versichere bei meiner Ehre, daß ich einen wohlthätigen Zweck verfolge. Und wenn Sie sich mit mir vereinigen, so stiften wir ein gutes, gottgefälliges Werk. Die arme Hanne befindet sich wirklich in einer trostlosen Lage."

„Antworten Sie mir!",

„Sie sehen mich bereit."

„Haben Sie Vollmacht, im Namen jener Bäuerin zu handeln?"

„Sie billigt Alles, was ich gut heiße."

„Warum wenden Sie sich nicht an meine Gutherzigkeit anstatt zu Drohungen Ihre Zuflucht zu nehmen?" fragte der zerstreute Junker.

„Gnädiger Herr, Sie vergessen — —"

„Die Sache ist ekelhaft, und man hat ohne Zweifel darauf gerechnet, daß ich sie ohne Weiteres beilege, zumal da Personen dabei angezogen werden können, denen gegenüber ich die zarteste Rücksicht nehmen muß."

„Aus diesem Grunde, gnädiger Herr, habe ich die Vermittelung übernommen. Anstatt daß Sie es mir Dank wissen, drohen Sie mit Ihren Bedienten — —"

„Keine Erörterungen! Endigen wir so kurz als möglich."

„Gut!"

„Was habe ich zu zahlen, wenn Sie mir eidlich und durch eine Schrift versprechen, daß die Parthei, der Sie dienen, mich nie wieder behelligen will?"

Werner wiegte nachdenkend sein Haupt.

„Wir haben Alles reiflich überlegt. Die arme verführte Hanne, die nun und nimmermehr einen Mann bekommen wird — das ist ja so klar als die Sonne am Himmel steht — die arme Hanne braucht, um ihre untergrabene Zukunft wieder festzustellen, dreihundert Gulden."

„Himmel, das ist unverschämt!"

Der Bucklichte zuckte mit den Achseln.

„Soviel braucht die arme Hanne. Kommt die Klage vor das Gericht, so wird man Sie zur Erziehung des Kindes verurtheilen, die leicht das Doppelte kosten könnte."

„Dreihundert Gulden in dieser Zeit, wo das baare Geld so selten ist! Auf diese Forderung, mein Freund, kann ich nicht bieten. Glauben Sie denn, man schüttelt das Geld von den Bäumen?"

„Gnädiger Herr, ich glaube nichts und denke nichts, weil ich mein eigenes Interesse nicht vertrete. Mit den armen Leuten in der Windmühle machte der Gerichtsschreiber nicht viel Umstände, als sie jammernd um Nachsicht baten. Da hieß es: schafft Geld oder man wirft euch auf die Straße! Da wurde weder die schlechte Zeit berücksichtigt, in der das Geld so selten ist, noch die bejammernswerthe

Armuth der Schuldner. Sollte dem Windmüller möglich sein, was der Herr Kammerjunker nur mit großer Mühe ermöglichen kann? Sie fordern, daß ein armes verführtes Mädchen auf die schlechte Zeit Rücksicht nimmt, und Sie, der Sie in einem schönen, bequemen Hause wohnen, der Sie sich von betreßten Domestiken bedienen lassen, Sie kennen weder Nachsicht noch Erbarmen."

„Wie kommen Sie auf das Bettelvolk?"

„Es ist nur so eine kleine Betrachtung, die mir das Leben aufdrängt. Wenn Sie also auf meinen Antag nicht eingehen wollen —"

Der Tapezierer stand ruhig auf. Indem er nach seiner Uhr sah, sagte er:

„Es ist noch Zeit, um auf dem Hofgerichte die Klage anzumelden!" Und damit ging er zur Thür.

„Ich zahle auf der Stelle hundert Gulden!" zischelte der zornige Kammerjunker.

„Gnädiger Herr, ich bin kein Jude."

„Einhundertfünfzig Gulden!"

„Die Frau Oberhofmeisterin wird sich freuen, einen so sparsamen Schwiegersohn zu bekommen."

„Mensch, ich denuncire Sie als einen Gelderpresser!"

„Dann wird Fräulein Nathalie sich der armen Hanne annehmen," gab Werner ruhig zur Antwort.

Der Junker zuckte bei diesem Namen zusammen.

„So nehmen Sie zweihundert Gulden!" rief er.

Werner sah sich lächelnd um und fragte:

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich das dritte Hundert von den Damen erbitte, um ihnen das Erscheinen vor Gerichte zu ersparen?"

„Fratze, so nehmen Sie denn in des Teufels Namen die geforderte Summe!"

„Ich sehe, Herr Kammerjunker, daß sich mit Ihnen verhandeln läßt. Und darum mache ich Ihnen noch einen Vorschlag, den mir die Billigkeit dictirt."

„Was wollen Sie?"

„Betrachten Sie mich, statt des Windmüllers, als Ihren Schuldner."

„Nun?"

„Sie quittiren mir dreihundert Gulden, die ich heute für Sommer gezahlt habe, dann kann ich die Summe, die zu Hause in meinem Schranke

liegt, zur Zeit der Noth der armen Hanne auszahlen. Auf diese Weise brauchen Sie nicht einmal baares Geld zu schaffen, und unsere Angelegenheit ist still und friedlich beigelegt. Mehr kann ich nicht thun. Ihnen gegenüber bin ich ein ehrlicher Bürge, dem Windmüller habe ich mein Versprechen gehalten, und Hanne wird mich segnen. Nun mag man mich morgen auf den Gottesacker hinaustragen — ich hinterlasse keinen unbezahlten Wechsel."

Der Kammerjunker begann so hastig durch das Zimmer zu laufen, daß die langen Schnäbel an seinen Pelzstiefeln sich krumm bogen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seine Ansprüche auf eine solche Summe sofort aufzugeben, zumal da er begriff, daß man ihn mystificirte. Aber der Schein war gegen ihn, und die beiden Damen hatten ihn in den Armen der Magd gesehen. Was für einen Scandal mußte die Untersuchung der Sache abgeben, welchen Stoff zu beißenden Epigrammen mußte der Legationsrath darin finden, der sich ihm außerdem eben nicht freundlich zeigte, seit er Zutritt bei Hofe hatte. Alle diese Betrachtungen standen dem Geize gegenüber.

„Werner," sagte er plötzlich, „ich werde Auftrag geben, daß man das Verfahren gegen den Windmüller einstellt. Sie mögen mir die Beweise zur Stelle bringen, daß Sie wirklich der Bevollmächtigte jener Bäuerin sind."

„Gut, gnädiger Herr! Die Hanne befindet sich zufällig in der Stadt — ich gehe mit ihr auf das Hofgericht, und dort soll sie zu Protokolle erklären, daß der Tapezierer Werner mit dem Herrn Kammerjunker in der bewußten Angelegenheit abschließen kann. Eine Abschrift dieses Dokuments wird Ihnen ohne Zweifel genügen. Bis Mittag wird dieses Geschäft abgethan sein."

„Bleiben Sie!"

„Halten Sie mich nicht auf, denn Hanne würde später nicht wieder zur Stadt kommen können, ihr Zustand erfordert Eile."

„Nein, nein, das geht nicht!" rief der Mann im Schlafrocke, dessen Angst sich mehrte. „Auf diese Weise würde das Gericht Kenntniß von der erbärmlichen Geschichte erhalten."

„Wie anders soll ich Ihrem Verlangen genügen?"

„Mein Gott, was ist zu thun?" murmelte

der Junker, der seinen Spaziergang wieder begann.

Der Tapezierer überlegte einen Augenblick; dann sagte er:

„Da fällt mir noch ein Mittel ein!"

„Nennen Sie es!"

„Ich hole die Hanne hierher. Dann mögen Sie selbst mit ihr verhandeln. Sie ist zwar in diesem Augenblicke etwas unförmlich — aber wer ahnt denn, was sie mit Ihnen zu schaffen hat?"

Zu seiner Freude sah Werner die gehoffte Wirkung dieses Vorschlags. Wie von einem panischen Schrecken befallen, blieb der Kammerjunker stehen, und rief:

„Sind Sie toll? Die Person darf meine Schwelle nicht betreten! Ich will nichts von ihr hören, viel weniger denn sie sehen! Wagen Sie es nicht, mir die Magd zuzuführen!"

„In diesem Falle ist es nöthig, daß Sie mir volles Vertrauen schenken."

Der Eintritt des Dieners unterbrach das Gespräch.

„Was giebt es?" fragte der Herr vom Hause.

„Der Herr Legationsrath Wolfgang ist so eben angekommen."

„Das fehlte noch!" stammelte der verblüffte Junker.

„Er läßt um eine kurze Unterredung bitten."

„Ich darf ihn nicht abweisen, ohne ihn zu verletzen!" flüsterte der Junker. „Führe den Herrn Legationsrath in den Saal," wandte er sich zu dem Diener; „ich würde in wenig Minuten die Ehre haben, ihn zu empfangen."

Der Diener entfernte sich.

„Gnädiger Herr," begann Werner, „da Sie mir mißtrauen, so wählen wir den Herrn Legationsrath zum Zeugen unsers Abschlusses. Er ist ein gefälliger und verschwiegener Mann — —"

„Kommen Sie morgen wieder."

„Thut mir leid — die Hanne — —"

„Diesen Nachmittag!"

„Die Hanne hat einen weiten Weg bis zur Sägemühle, und die Tage sind kurz —"

„Mein Gott, was ist denn da zu thun?" fragte in einem kläglichen Tone der Kammerjunker. „Sie sehen, daß man mich erwartet —"

„Quittiren Sie. Zwei Zeilen genügen."

„Jetzt?“

„Ich kann mich ohne bestimmten Bescheid nicht entfernen.“

„Mann, Sie sind ein Teufel!“

„Aber ein gutmüthiger, ehrlicher Teufel!“

„Schwören Sie mir, verschwiegen zu sein.“

„Sobald ich im Besitze der Quittung bin!“ antwortete Werner, sich verbeugend.

Der Kammerjunker warf sich auf den Sessel vor seinem Büreau, und begann hastig zu schreiben. Zitternd vor Aufregung erhob er sich wieder und gab dem Tapezierer ein Papier.

„Nehmen Sie!“

Werner las die Zeilen; dann sagte er befriedigt:

„Es ist in Ordnung. Und nun schwöre ich Ihnen, daß Hanne für Sie verschwunden, und nie die Rede von der zärtlichen Scene im Kuhstalle mehr sein wird. Die Familie des Windmüllers wird den guten Herrn segnen. Aber nicht wahr, gnädiger Herr,“ fügte der kleine Mann, der den Wechsel nicht vergessen konnte, spöttisch hinzu — „wenn ich vor Jahresfrist sterbe, lassen Sie mir ein Kreuzchen auf das Grab setzen, denn der ge-

brechliche, bucklichte Werner hat in seinen letzten Tagen noch Sie veranlaßt, ein Werk der Wohlthätigkeit zu verrichten."

„Gehen Sie! Gehen Sie!" rief der Kammerjunker, indem er hastig an der Glocke zog.

Der Tapezierer grüßte und verließ das Zimmer.

„Ist das ein Mann!" flüsterte er vor sich hin. „Ein Popanz erschreckt ihn, daß er sich eine Summe Geld von der Seele reißt! War das ein Kampf um das elende Metall! Hätte er den Muth gehabt, mir energisch entgegenzutreten, er würde das Gewebe unschuldiger List zerstört haben. Wie hartherzig verfuhr er gegen die arme Familie, und wie zagend stand er vor mir, der ich ihm mit einem Mährchen drohte. Man erfasse die Menschen bei der schwachen Seite, und sie sind besiegt. Das ist der erste Sieg, den mein Scharfsinn erfochten hat."

Froh wie ein König betrat Werner sein kleines Stübchen, um nach der Arbeit sein Mittagsmal einzunehmen und dann Kräfte zu dem Besuche bei dem Kammerpräsidenten zu sammeln.

Der Junker machte eilig Toilette, um den Legationsrath zu empfangen.

---

## Siebentes Kapitel.

Es schlug fünf Uhr, als Werner in das Arbeitskabinet des Kammerpräsidenten trat. Wie der Bote gesagt, hatte die Nennung seines Namens genügt, um ihm sofort Zutritt zu verschaffen. Der Präsident, ein stattlicher Mann von einigen fünfzig Jahren, legte zwar die Feder nieder, aber er blieb ruhig auf seinem Platze vor dem Arbeitstische sitzen. Werner grüßte nach seiner Weise, und harrte ruhig der Dinge, die da kommen sollten. Er vergaß über dem Anblicke des Mannes, den er Grund genug hatte für seinen Vater zu halten, den von der Oberhofmeisterin empfangenen Brief abzugeben.

„Meister Werner?“ fragte lächend der Präsident, nachdem er den Besuch einen Augenblick betrachtet hatte.

„Zu dienen, Herr Kammerpräsident. Ich wollte nicht verfehlen, Ihrer Einladung pünktlich Folge zu leisten."

„Sie haben recht gethan, denn es handelt sich um Ihre Versorgung. Eine Dame, die sich lebhaft für Sie interessirt, hat mich aufmerksam auf Sie gemacht. Es ist in meinem Büreau eine Stelle vakant geworden, bei deren Wiederbesetzung ich auf einen gewandten, zuverlässigen und gebildeten Mann Rücksicht nehmen muß. Sie sind mir als ein solcher empfohlen, und ich nehme keinen Anstand, Sie zu placiren, wenn Ihre Fähigkeiten den Erwartungen, die Ihre Gönnerin in mir angeregt, entsprechen. Bei der Wichtigkeit des Postens ist es nöthig, daß Sie mir Mittheilung über Ihre frühern Verhältnisse machen, und wenn Sie im Besitze hierauf bezüglicher Papiere sind, so würde dies die erforderliche Prüfung vereinfachen und abkürzen."

„Ah," dachte Werner, „diese Prüfung, die er trotz der vorangegangenen Empfehlung vornehmen will, hat etwas zu bedeuten, und ich muß auf meiner Hut sein. Die Klugheit erfordert es, daß ich mein Geheimniß noch einige Zeit bewahre, und um den Preis einer Anstellung verkaufe ich es nicht. Wenn

mich nicht Alles täuscht, werde ich es später zu einer wirksamen Vertheidigungswaffe verwenden müssen. Eine Lockspeise dieser Art soll mich nicht reizen, und ich stelle List der List gegenüber."

„Was überlegen Sie?" fragte der Präsident.

„Ich denke heute mit Bedauern daran, daß ich keine Papiere besitze. Doch ja, ein Briefchen der Frau Oberhofmeisterin, der ich diesen Morgen einen Besuch abstattete. Sie trug mir auf, es Ihnen als eine besondere Empfehlung zu überreichen."

Der Präsident empfing und las das Papier.

„Diese Empfehlung," sagte er lächelnd, „ist allerdings so nachdrücklich, daß ich die moralische Ueberzeugung von Ihrer Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit dadurch erhalte; trotzdem aber entbindet mich diese Ueberzeugung von der Pflicht nicht, die einmal eingeführten Formen zu beobachten. Sie besitzen also durchaus keine Papiere?"

„Wenigstens solche nicht, die über meine erste Lebenszeit Auskunft geben können."

„Vielleicht wären sie noch zu erlangen?"

„Ich zweifele daran."

„Selbst wenn amtliche Requisitionen angestellt würden?"

Werner zuckte die Achseln, indem er mit einem Lächeln der Verlegenheit antwortete:

„Die Andeutungen, die ich Ihnen geben könnte, sind so gering, daß sie selbst den amtlichen Nachforschungen keine Unterlage gewähren würden. Wenn mein langjähriger Aufenthalt hier in der Stadt keine Garantie für die Fähigkeiten zu dem mir gütigst zugedachten Posten bietet, so muß ich zu meinem Bedauern die Hoffnung aufgeben, je eine gesicherte Existenz zn erlangen. Es mag dieser Ausspruch vielleicht Anlaß zu mancherlei Vermuthungen geben; aber ich kann versichern, daß ich nur das verschweige, was ich nicht weiß. Ich habe durchaus nicht die Absicht, etwas verbergen zu wollen."

Der Präsident betrachtete den kleinen geputzten Mann, und Werner, der sorgfältig seine Mienen beobachtete, glaubte zu bemerken, mit argwöhnischen Blicken. Der freundliche, milde Ton aber, in der die Verhandlung geführt ward, erregte bald wieder seine Zweifel über die Richtigkeit dieser Bemerkung. Der Präsident nahm noch einmal den Brief zur Hand und überlas ihn.

„Nehmen Sie Platz," sagte er dann, indem er auf einen Stuhl deutete.

Der Tapezierer ließ sich nieder.

„Aus besonderer Rücksicht," begann der Präsident wieder, „will ich die dringende Empfehlung der Frau Oberhofmeisterin als eine Bürgschaft dafür gelten lassen, daß Sie nach bestem Wissen und Gewissen das aussagen, was Ihnen über Ihre Vergangenheit bekannt ist, und ich würde selbst davon absehen, wenn es sich mit meiner Pflicht vereinbaren ließe — so gern ich Ihrer freundlichen Gönnerin gefällig bin. Antworten Sie also — ich werde notiren."

Der Präsident legte Papier zurecht, und ergriff die Feder. Werner war überrascht, sich einem Examen unterworfen zu sehen. Dieser Umstand mußte ihn in dem Verdachte bestärken, daß man ihn unter dem Versprechen einer Anstellung zu erforschen versuche. Die Wahl des Examinators, eines schlauen, gewiegten Juristen, ließ ihn auf die Vorsichtigkeit und Verschlagenheit der Oberhofmeisterin schließen, und hieraus folgerte er wieder, daß man auf diesen Umwegen ein ihm feindliches Ziel zu erreichen strebte. Das Interesse Wolfgangs

und Nathalien's so wie sein eigenes erforderte es, daß er sich diesem Examen nicht entzog, um der Anstellung nicht verlustig zu werden, wenn man sie ihm wirklich zugedacht hatte. Er beschloß, allen Scharfsinn aufzubieten und selbst eine Lüge nicht zu verschmähen, um den schlauen Präsidenten irre zu leiten.

„Wie alt sind Sie?" begann der Examinator.

„Achtundzwanzig Jahre."

Der Präsident schrieb; dann fragte er weiter:

„Vor- und Zunamen?"

„Ludwig Werner."

„Gewerbe?"

„Tapezierer."

„Geburtsort?"

„Mir unbekannt."

„Namen und Stand der Eltern?"

„Ich habe meine Eltern nie gekannt; jedoch erinnere ich mich gehört zu haben, daß beide früh verstorben sind. Ueber ihren Stand habe ich nie etwas erfahren können, und den Namen Werner erhielt ich von dem Manne, der mich erzogen hat."

„Wer war dieser Mann?"

Der Tapezierer besann sich nicht lange, und antwortete ohne Verlegenheit:

„Ein reisender Zahnarzt, der nirgends Domicil hatte. Ich begleitete ihn auf seinen Reisen, bis er mich zu einem Tapezierer in die Lehre gab."

„Wie hieß der Tapezierer?"

„Ebenfalls Werner; hieraus schließe ich, daß Tapezierer und Zahnarzt Brüder waren. Mein Lehrherr vermied es, obgleich ich ihn befragte, mir irgend eine Auskunft über meinen Vater zu geben. Als ich ein Jahr in der Lehre gewesen war, erfuhr ich, daß er gestorben sei, und mir nichts als seinen Namen hinterlassen habe. Seit dieser Zeit wurde ich wie ein Hund gehalten, mußte Tag und Nacht die schwersten Arbeiten verrichten und bekam wenig zu essen. Daß dieses Leben nachtheilig auf meinen gebrechlichen Körper wirkte, läßt sich denken."

„Ist Ihr unglücklicher Zustand eine Folge der Erziehung?"

„So viel ich mich erinnere, bin ich stets verwachsen gewesen."

„Wo wohnte Ihr Lehrherr?"

„In S."

„Was verursachte Ihre Entfernung von ihm?"

„Sein Tod. Da er keine Erben hinterließ, vermachte er sein ganzes Vermögen der Kirche, und mich ließ der fromme Mann leer ausgehen. Ich habe ihm nichts zu verdanken als meinen schwächlichen Körper, der mich hindert, die von ihm erlernte Profession zu üben."

„Und wie kamen Sie in unser Land?"

Von hier an berichtete Werner die Wahrheit, da sie zur Ermittelung seiner Pflegeeltern nichts beitragen konnte.

„An dem Begräbnißtage meines Lehrherrn erschien das Gericht, schloß und versiegelte das Haus, und veranlaßte mich mit meinen wenigen Sachen, die ich in einem Schnupftuche trug, auszuziehen. Aber wohin? Es war seltsam, der fromme Tapezierer, obgleich er der Kirche sein Vermögen geschenkt hatte, war so wenig in dem Städtchen beliebt, daß man auch mich mit feindseligen Augen betrachtete, den man für einen Verwandten hielt. Ich mußte die Mißliebigkeit meines verstorbenen Pflegevaters dergestalt empfinden, daß es mir Mühe machte, für die erste Nacht ein Unterkommen zu erlangen. Ah, riefen einige, Du bist das kleine Ungethüm, das dem alten filzigen Tapezierer geholfen hat, die Leute zu

schinden! Am Tage saugen sie mit Hülfe des Kapitals den Armen das Mark aus den Knochen, und Abends beten sie mit verdrehten Augen. Sie predigen christliche Nächstenliebe und Wohlthätigkeit, verdammen die, welche diese Tugenden nicht üben, und dabei fressen sie ihre unvermögenden Schuldner mit Haut und Haar. Es ist wahr," fügte Werner hinzu, „der alte Tapezierer lieh auf Pfänder und auf Wechsel zu hohen Zinsen, fast alle Bedrängten der Stadt kamen zu ihm, er gab aus christlicher Nächstenliebe, und so oft eine dieser unglücklichen Kunden erschien, hörte ich den Geldmann sagen: wer hilft euch denn nun in eurer Noth, Kinder? Der alte gute Werner; er riskirt um einen geringen Gewinn sein sauer erworbenes Geld. Ihr schimpft ihn, aber er hilft! Kam nun der Verfalltag, so mußte ich mahnen gehen, und so lernte man mich bald kennen. Andere, die ich um Aufnahme ansprach, sagten wieder: nun seht den krummen Teufel! Stellt er sich doch, als ob er keinen Pfennig in der Tasche hätte — das macht der Geiz, er will nicht in ein Wirthshaus gehen. Ich ging zu einigen Betbrüdern des Verstorbenen, sie wiesen mich mit den Worten ab: das ist die Strafe für Deine Sün-

den, verstockter Mensch! Wie oft hast Du unsere Andachtsübungen verhöhnt — jetzt magst Du dafür büßen. Wir dürfen dem Strafgerichte Gottes nicht vorgreifen. Und damit schlossen sie mir die Thür vor der Nase. Noch sehe ich mich bei der anbrechenden Nacht trost- und rathlos durch die Straßen gehen. Da kam ich bei dem Häuschen eines armen Schneiders vorbei, dem ich mitunter einige Arbeit zugewendet hatte. Bei ihm klopfte ich an, schilderte ihm meine Lage, und er nahm mich gutherzig auf, obgleich er bereits einen großen Schwarm Kinder zu ernähren hatte. Derselbe Schneider gab mir auch den Rath, bei dem Kirchenvorstande, als dem Universalerben meines Pflegevaters, eine kleine Unterstützung zum Weiterkommen zu erbitten. Du lieber Himmel, wie nahm man meine Bitte auf! Der Oberprediger, ein kleiner dicker Mann mit einem feisten, purpurroth glänzenden Gesichte, antwortete mit einer so herzbrechenden Stimme, als ob er dem Verscheiden nahe sei:"

„Mein lieber Freund, Du betrachtest mich als den Besitzer des zeitlichen Gutes, das der Selige hinterlassen; mit nichten, ich bin nur der Verweser desselben, es gehört der heiligen Kirche Christi. Der

Himmel würde mir zürnen, wollte ich über sein Eigenthum verfügen."

„Aber was soll ich beginnen, hochwürdiger Herr? Ich bin arm und verlassen."

„Du bist nicht arm und verlassen, mein Sohn! Ich, der verordnete Diener des Herrn sage Dir, daß Du unter dem Schutze des Himmels stehst, Dein verstorbener Pflegevater hat ihn Dir durch sein gottgefälliges Werk erwirkt. Vertraue dem Herrn, er wird's wohl machen!"

„Das will ich recht gern, antwortete ich; aber wenn ich nur eine kleine Summe könnte geliehen erhalten aus der Kirchenkasse, der durch meines Pflegevaters Vermögen ein so großer Zufluß geworden ist, ich könnte mich etabliren und mir wäre geholfen."

„Der Verordnete des Herrn schnitt ein unbeschreibliches Gesicht; er sprach von der pflichtschuldigen Vorsicht, die er anwenden müsse, fragte mich um die Bürgschaft, die ich dem Herrn stellen könnte, und als ich nichts als meine Ehrlichkeit und Thätigkeit aufzuweisen hatte, entließ er mich mit dem salbungsvollen Bibelverse: vertraue dem Herrn, er wird's wohl machen! Mit dieser Anweisung wan-

derte ich zu dem Schneider zurück, der mich einen Monat lang unter seinem Dache beherbergte."

„Da ließ mich eines Tags der Bürgermeister kommen, und fragte mich nach meinem Geburtsorte. Ich konnte ihn nicht angeben. Kurz, man eröffnete mir, daß ich in der Stadt nicht heimathsgehörig sei, und daß ich in drei Tagen auswandern müsse, wenn ich keinen Erwerb nachweisen könne. Wäre ich ein Schneider gewesen, so hätte ich eine Beschäftigung gehabt, denn der brave Schneider wollte sich meiner erbarmen; so aber blieb mir nichts, als auf gutes Glück in die weite Welt zu ziehen. Ich schnürte mein Bündel, und trat, mit einem von dem Schneider geschenkten Gulden in der Tasche, meine Wanderschaft an. Nur selten gelang es mir, Arbeit zu erhalten, denn die Meister trauten einem bucklichten, gebrechlichen Gesellen nichts zu."

„Unter mancherlei Mühseligkeiten kam ich hier in W. an. Ich fand sogleich bei einem armen Meister Arbeit. Dieser starb nach zwei Jahren, und seine betagte Wittwe beauftragte mich, das Geschäft fortzusetzen. Ungeachtet meiner guten Arbeit wollte es mir nicht gelingen, eine ausgedehnte Kundschaft zu erlangen, und ich schleppte mich und meine Meisterin

kümmerlich durch. Auf diese Weise blieb ich zehn Jahre in W., und als die Wittwe starb, hatte ich nichts weiter erworben, als durch den ununterbrochnen zehnjährigen Aufenthalt das Recht, hier nach Gefallen zu wohnen. Das war schon etwas bei meiner elenden Gesundheit, die mir nicht erlaubte, eine neue Wanderschaft anzutreten. Nun aber kamen die Jahre der Noth, denn ich durfte nicht öffentlich mein Handwerk betreiben, da ich nicht Meister war. An eine bestimmte Beschäftigung konnte ich nicht denken, ich ergriff jede Gelegenheit, auf ehrliche Weise zu verdienen, und wie dies geschehen, weiß die ganze Stadt. Das ist mein Lebenslauf, Herr Kammerpräsident; mehr weiß ich nicht, und mehr läßt sich darüber auch nicht erlangen, wie Sie aus den einzelnen Angaben ersehen haben werden."

Der Präsident sah einige Augenblicke nachdenkend vor sich hin.

„Ich glaube, Meister Werner, daß ich Ihnen den Posten werde anvertrauen können," sagte er dann. „Ihr Aufenthalt in W. ist ein genügendes Zeugniß für Ihre Zuverlässigkeit. Was Ihre unglückliche Körperbildung anbetrifft, so hindert sie in der Hauptsache nicht, denn es bedarf mehr Ihrer

Umsicht, Ihres gesunden Urtheils und Ihrer Verschwiegenheit, um die Ihnen aufzuerlegenden Pflichten zu erfüllen, als eines Aufwandes von Körperkraft. Ich wiederhole, daß ich gern dem Wunsche der Frau Oberhofmeisterin entgegenkomme. Für Ihre Mühwaltung werden Sie einen jährlichen Gehalt von dreihundert Gulden beziehen."

„Und was habe ich zu thun?" fragte Werner mit gespannter Neugierde.

„Vor der Hand nichts, als daß Sie Ihre Anstellung überhaupt geheim halten, und sich täglich um sechs Uhr Abends bei mir einfinden. Sie sind mein geheimer Kanzleibote."

Das übertraf Werner's kühnste Erwartungen. Er stand auf und verneigte sich tief.

„Was an mir ist, werde ich aufbieten, um das mir geschenkte Vertrauen zu rechtfertigen. Guter Wille und geistige Regsamkeit werden meinen schwachen Körper unterstützen, daß er so wenig als möglich fehle."

Der Präsident erhob sich ebenfalls.

„So bleiben Sie denn öffentlich der Tapezierer Werner, im Geheimen aber — —"

„Ihr treu ergebener Kanzleibote."

„Ich setze dabei voraus, daß Sie andern Obliegenheiten entsagen."

„Eine unerläßliche Bedingung."

„Und so nehme ich Sie durch diesen Handschlag in Eid und Pflicht."

„Hier ist meine Hand!"

„Es wird von Ihnen abhängen, ob Sie den ersten Schritt zu einer Staatsanstellung gethan haben."

„Dann glaube ich, daß es bereits geschehen ist."

„Sie sind krank gewesen, armer Mann?"

„Ja, Herr Präsident, der Arzt hatte mir das Leben abgesprochen, und ich selbst zweifelte nicht mehr daran, daß man mich hinaustragen würde. Es ist anders gekommen, und wie es scheint, soll ich noch einige Zeit zu meinem Glücke leben."

„Erholen Sie sich noch einige Tage, bevor Sie Ihren Dienst antreten."

„Sie haben über Ihren geheimen Kanzleiboten zu bestimmen."

„Ihr Gehalt beginnt mit dem heutigen Tage, und brauchen Sie Geld, so wissen Sie, wer es Ihnen giebt."

Durch eine Handbewegung entließ der Kammerpräsident den neuen Beamten.

Werner grüßte, dann trat er seinen Rückweg an. In dem Augenblicke, als er die bereits erleuchtete Hausflur überschritt, öffnete ein Diener die Thür, und die Oberhofmeisterin trat rauschend ein. Ihr Gesicht verklärte sich, als sie den Tapezierer erblickte.

„Kann man gratuliren?“ fragte sie freundlich.

„Ihrer Güte, gnädige Frau, verdanke ich einen Posten, der mich glücklich macht!“ sagte Werner, indem er ihre Hand ergriff, und einen Kuß darauf drückte.

„Ich wußte es, mein Freund. Doch nun vergessen Sie die Bedingungen nicht, die ich Ihnen auferlegt habe.“

„Nie! Nie!“

„Gehen Sie mit Gott! Herr —?“

„Geheimer Kanzleibote!“ ergänzte Werner flüsternd.

Die Oberhofmeisterin verschwand in dem Kabinete des Kammerpräsidenten. Werner verließ das Haus und eilte nach der Wohnung des Legations-

raths. Er traf den Bedienten, den Wolfgang seit seiner Ernennung angenommen hatte.

„Der Herr Legationsrath?" fragte er.

„Ist schon vor einer Stunde ausgeritten. Wie er sagte, wird er spät zurückkehren."

„Also besucht er dennoch die Sängerin!" dachte der kleine Mann.

„Haben Sie eine Bestellung auszurichten?"

„Nein; ich werde morgen wiederkommen."

Bis zum Tode erschöpft, betrat Werner sein Stübchen. Frau Engel brachte ihm schweigend sein Abendessen. Er war so mit sich selbst beschäftigt, daß er das verdrießliche Gesicht der Alten nicht bemerkte. Noch spät brannte seine Lampe — er prüfte noch einmal die Papiere, die er von der Frau des Windmüllers erhalten hatte. Dann schrieb er einen Brief, der die Quittung des Kammerjunkers begleitete.

Ende des dritten Bandes.

---

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.